Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Vor hundert Jahren.

Historischer Roman

von

Franz Lubojatzky.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1851.

Vor hundert Jahren.

Dritter Theil.

Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer Herrlichkeit, welche stehet oben über einem fetten Thal derer, die von Wein taumeln.

Siehe, ein Starker und Mächtiger vom Herrn, wie ein Hagelsturm, wie ein schädliches Wetter, wie ein Wassersturm, die mächtiglich einreißen, wird in das Land gelassen mit Gewalt,

Daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen zertreten werde.

(Jesaia 28. K. 1. 2. 3. V.)

In der Hofburg zu Wien gab es in den Anfangstagen des Septembermondes **1756** eine große, ungewöhnliche Aufregung, denn wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel war die Nachricht von dem Einfalle der Preußen in Sachsen daselbst angelangt, eine Thatsache, die Manche gar nicht für möglich hielten, weil Deutschland ja mitten im tiefsten Frieden ruhe.

Die Kaiserin hatte in den folgenden Tagen viele und lange Besprechungen mit ihrem Staatskanzler, Herrn von Kaunitz, dessen Rathschlägen sie mit einer Ergebenheit folgte, welche unzweifelhaft bekundete, wie sehr sie der Weisheit dieses Ministers vertraute, der mit allen Geisteskräften die Verherrlichung des Kaiserstaates erstrebte, obwohl so manche Abweichungen hinsichtlich der Ansichten, vorzüglich der religiösen, zwischen ihr und diesem treuen und rechtschaffenen Staatsmanne bestanden, und die Pfaffenpartei ihn, obwohl Herr von Kaunitz die äußeren Ge-

remonien des römischen Cultus mit einer großen Gewissenhaftigkeit beobachtete, doch mit der Auszeichnung il ministro eretico, der ketzerische Minister, beehrte, welche Bezeichnung sich auch als vollkommen treffend bewies, da Kaunitz, trotz aller Bigotterie Maria Theresia's, die Säcularisation mehrer Klöster und viele andere kirchlichen Veränderungen durchgesetzt hatte, und später sehr thätig für die Aufhebung des Jesuitenordens eiferte, dieselbe auch in Ausführung bringen sah.

Die Stirn in die hohle Hand gelegt, überließ sich bei einer dieser Conferenzen Maria Theresia gänzlich ihrem Unmuthe, der sie jederzeit bei der Erinnerung an den zweiten preußischen Friedrich, dem Räuber ihres schönen Schlesiens, empfand. Das so sonst freundliche Antlitz der erhabenen Frau, jetzt vom Schatten des Kummers getrübt, glich in diesem Momente einem bewegungslosen, den Ausdruck schmerzlichen Sinnens tragenden Bilde.

Kaunitz lehnte an einem Fenster, mit dem Rücken gegen die Scheiben. Er beobachtete ein tiefes Schweigen, wie er es der Kaiserin gegenüber stets zu thun pflegte, wenn deren Ansichten seine wohldurchdachten Pläne durchkreuzen wollten, oder wenn er Anderer Einfluß verspürte in ihren Meinungen.

„Das ist nit auszuhalten mit Euch, Kaunitz — da steht's da und laßt mich sinnen, daß i halt schwarz werden möcht!“ rief die Kaiserin, sich unmuthig erhebend. „O 's ſt 'n Kreuz mit Eurer Caprice — seid's wohl am End' mit Eurer Weisheit — gelt?“

„Nein, aber Ihro Majestät, wie es scheint," antwortete Kaunitz mit großer Ruhe.

Eine Pause folgte, dann sagte die Kaiserin mit dem vertraulich gemüthlichen Tone, der ihr Aller Herzen so schnell erwarb: „I glaub's halt selber. Was der preußische Querkopf uns für 'n Chagrin macht, ist nit zu sagen! I wünsch keiner Menschenseel den Tod; aber wann der stürb, könnt i mich freuen, denn 's ist ein Querellmacher und 'n unruhiger Kopf übereinander, und 's wird kein Ruh im Reich, so lang er's Leben hat."

Das lebhafte, weibliche Naturell, welches sich bei der hohen Frau so unverhüllt an den Tag legte, fand in der unerschütterlichen Ruhe des Staatskanzlers einen wahrhaft schroffen Gegensatz. Wohl selten führt das Schicksal zwei Geister von so großen Eigenschaften zusammen, die vereint ein Streben verfolgen, als Maria Theresia und ihr Staatskanzler diese Erscheinung darlegten. Die Kaiserin, jetzt im neununddreißigsten Lebensjahre, wies in ihrem Aeußeren die vollkommenste Repräsentation einer schönen Frau, die die natürliche, angeborene Anmuth, obwohl nach österreichischer Landesart dieselbe zuweilen in den Ausdruck einer gemüthlichen Derbheit überging, mit der hohen Würde ihrer erhabenen Stellung wohl zu vereinen weiß. Wenn auch in ihrer äußeren Erscheinung bereits eine gewisse Beleibtheit stärker vortrat, was bei anderen Frauen öfters zum Nachtheil zu sein pflegt, so trug eben diese körperliche Fülle, da sie durchaus nicht die Grenzen der Wohlgestaltung verletzte, nur noch mehr dazu bei, dem hohen Anstand in ih-

rem Wesen das Gepräge eines gewissen Kraftgefühls zu verleihen, was ihr außerordentlich wohl ließ. Die großen, klaren Augen und die reine, erhabene Stirn verkündeten eine hohe geistige Kraft, einen starken Willen, der sich indeß stets vor dem größeren Scharfblicke, und der ruhigen, weisen Ueberlegung ihres Staatskanzlers beugte, welcher in seiner Person das vollkommenste Musterbild eines Mannes bot, als hätte die Natur dem großen Geiste auch das glänzende Aeußere einer tadellosen Hülle geben wollen, um ein Bild schönen Einklanges zu schaffen.

Diesen Mann, den das österreichische Volk „seinen Freund“ nannte, wie er es redlich und treu in vollem Sinne des Wortes auch war, den in spätern Jahren der Wiener Bürger in seinem gemüthlichen Jargon nur als „den alten Fürsten“ bezeichnete, gleichsam, als betrachte er ihn einzig und allein für die Alles bewegende Seele des Staates, dem in Gesellschaften der höheren Stände der wohlverdiente Beiname „der Große“ beigelegt wurde, kannte Maria Theresia als brav, und daß eine große Seele dazu gehörte, um sich den Einflüssen der Beichtväter, Kammerfräuleins, Hoftanten und heuchlerischen Hofonkels zu entziehen, um dem weisen und würdigen Staatsmanne zu folgen, seinen Rathschlägen Geltung durch ihren höchstgebietenden Willen zu verschaffen, bedarf keiner Versicherung, besonders da es historische Wahrheit ist, daß ihr Gemahl, der Kaiser, seine Ansichten nur dann einer Ausführung gewürdigt sah, wenn Kaunitz im Voraus mit

demselben vertraut gemacht, sie der Kaiserin im Ministerrathe als seine Ideen vortrug.

„Mit Worten überwindet man Niemand," sagte der Staatskanzler ernst — „der Preuße hätte dann Millionen zu Hilfe, Ihro Majestät wissen ja, daß er Philosoph und Dichter ist. Verachten wir ihn nicht als einen zu kleinen Feind; sein Kopf ist mehr werth, als alle Köpfe der Klerisei. Wir brauchen nur Soldaten, keine Jesuiten — gönnen wir den frommen Vätern das Commando der himmlischen und, wenn's Ihnen besser gefällt, auch der höllischen Heerschaaren, sie verstehen sich prächtig darauf."

„I wußt schon, daß so was kommen möcht; Ihr seid's halt kein Freund der Herrn Paters," redete die Kaiserin lächelnd.

„Nein," antwortete Kaunitz — „ich liebe helle Farben, helle Köpfe, aber keine geistlichen."

Und diesen Gegenstand fallen lassend, entwarf er die nothwendigsten Maßregeln, welche getroffen werden müßten, um Friedrich von Preußen zu demüthigen. „Schmeicheln wir auf der einen Seite und spenden auf der andern ein paar Millionen Gulden, so rufen wir halb Europa gegen ihn auf den Kampfplatz," fuhr der Staatskanzler fort. „Madame Pompadour ist eine Närrin, aber für uns und die Besitzerin Frankreichs. Ihro Majestät wohlgetroffenes Portrait an sie mit einem schmeichelhaften Schreiben abgesendet, wird Wunder thun; ich kenne diese „kleine Königin der Eitelkeit." Die Majestät von Rußland bedarf der Millionen, um 80,000 Mann in

Bewegung zu setzen. Rechnen wir dann alle unsere Kräfte zusammen, so haben wir **300,000** Mann gegen Preußen, und die Hoffnung zu siegen."

„Nur die Hoffnung!" rief die Kaiserin — „'s ist schlimm, nur wegen einer Hoffnung sich demüthigen zu müssen. Was mich die Freundschaft mit Madame Pompadour für 'ne Ueberwindung kostet — ich veracht' die Person und muß heucheln, muß ihr Liebesnamen geben — daran ist aber Niemand Schuld, als dieser Preuße, der mir Schlesien entrissen hat."

„Die Wiedereroberung Schlesiens bleibt eine Lebensaufgabe für Oesterreich, man muß daher Alles aufbieten, um dies Project in Ausführung zu bringen," entgegnete Kaunitz ernst. „Was ist eine leere Schmeichelei, an eine Närrin hingeworfen, für ein geringes Opfer, um solchen Preis zu erringen!"

Kaunitz konnte der Kaiserin Unmuth, sich vor einer von ihr im tiefsten Herzen verachteten Maitresse beugen, derselben schmeicheln zu müssen, keinen wirksameren Ableiter geben, als indem er die Abneigung gegen den Preußenkönig in ihrem Herzen zur vollsten Geltung aufstachelte, und diesen Feind als den eigentlichen hassenswerthen Urheber einer ihrem Charakter so strikt widerstreitenden Handlung, wie die Freundschaft mit der Pompadour war, bezeichnete. Er bezwang sonach mittelbar ihren Widerwillen gegen die Alles vermögende französische Buhlerin, und benutzte der Letzteren Eitelkeit auf die Freundschaft einer Kaiserin, um Oesterreichs Macht zu verstärken.

„Ihro Majestät,“ sagte er nach einer Pause, in welcher er eine Schrift durchblatterte — „die Rechtfertigung, welche Herr von Hertzberg, im Namen seines Monarchen, über die Nothwendigkeit von dessen Einfall in Sachsen veröffentlicht hat, deutet auf einen schändlichen Verrath des zwischen den Cabinetten von Wien und Dresden gepflogenen geheimen Vertrages. Es wird eine Nothwendigkeit für alle mit uns gegen Preußen Betheiligte sein, solchen Verräthereien auf die Spur zu kommen. Mir sind Winke zugegangen, daß die preußischen geheimen Machinationen zu diesem Zwecke einen hohen Grad von Feinheit erreicht haben sollen. Hier liegt mir z. B. ein Schreiben vor —“ er ergriff ein Billet — „das die Art und Weise andeutet, wie die preußische Majestät sich den Besitz der Kenntnißnahme aller von uns an unsern, in Berlin aufhaltenden Gesandten überschickten Depeschen zu verschaffen gewußt habe.“

Während die Kaiserin sich in einen Sessel niederließ, entfaltete der Staatskanzler das Billet, und las dann die den von ihm erwähnten Gegenstand betreffende Stelle vor.

„Der geheime Secretair der Gesandtschaft verliebte sich zufällig in die Tochter des Kastellans von Charlottenburg, und dies hübsche Mädchen ward von dem geheimen Rathe Eichel, einem von König Friedrich sehr geschätzten Beamten, und durch Hilfe ihres Vaters bald dahin bestimmt, bei günstiger Gelegenheit sich den Schlüssel zu dem Schreibpulte ihres Geliebten zu verschaffen. Vermöge desselben und dem Beistande anderer Personen, die

mir unbekannt blieben, gelang es dem geheimen Rathe, von allen in dem Pulte bewahrten Papieren Einsicht, und sogar Abschriften zu nehmen. Vergebens bemühte ich mich, Eichels Freundschaft und Vertrauen zu gewinnen; er war zu vorsichtig, um eine Blöße zu geben; aber gewiß behaupte ich nicht zu viel, wenn ich sage, daß Eichel die genaueste Kenntniß über den in Dresden verübten, bis dato noch vom Schleier des Geheimnisses bedeckten Verrathe besitzt."

„Abscheulich!" rief Maria Theresia — „er giebt mir immer mehr Ursache, ihn zu hassen. I wüßt nit, daß i auf einen Menschen halt so springgiftig wär, als grad auf diese preußische Majestät, die ihr Spiel so unter der Hand macht."

„Wir machten es nicht anders, als wir Frankreich von der Verbindung mit Preußen losrissen," entgegnete Kaunitz — „er lehrt uns nur vorsichtig sein, nichts weiter."

„Das scheint mir aber ein ehrlicher Mann, der Euch den Nachweis von der Manier lieferte, wie man in Berlin von unsern Gesandtschaftsdepeschen Kenntniß nahm," sprach die Kaiserin; „wer ist's?"

„Herr von Brommig, ein Sachse, mir vom Reichsgrafen von Brühl als ein gewandter und brauchbarer Mann empfohlen, der in dessen Auftrage längere Zeit in Berlin lebte, und mit der Hertzberg'schen Familie durch Heirath verwandt wurde, aber, einiger unangenehmer Conflicte wegen, Preußen zu verlassen für gut fand."

„Ihr werdet's halt am Besten wissen, Herr von Kaunitz, ob der Mann für uns zu verwenden ist," sagte die Kaiserin.

„Ich rechnete schon darauf, da seine Gemahlin, eine Schwester des Staatssecretairs von Hertzberg, wie mir bedünkt, wenig Enthusiasmus für ihren König hegt, sogar einen tiefen Groll gegen denselben zu verbergen scheint. Man könnte das benutzen, um Einiges vielleicht zu tendiren, was sich nur auf solchem Wege erreichen läßt. Frau von Brommig ist ein eigenthümliches Weib, ernst, finster, unglücklich scheinend — jetzt im Begriffe, Katholikin zu werden, soviel ich weiß."

Nichts vermochte der Kaiserin Theilnahme für Jemand mehr zu erregen, als wenn sie wußte, daß derselbe zum Katholicismus übertreten wollte. So erhaben und vorurtheilsfrei diese Monarchin in vielen Beziehungen handelte, so schwach war sie in dieser Hinsicht durch die unaufhörlichen Bemühungen der sie umgebenden Geistlichkeit, welche ihr die möglichste Bekämpfung des Protestantismus als heiligste aller ihrer Pflichten ans Herz zu legen wußte. —

„Ihr werdet einen Weg ausfindig machen, Herr von Kaunitz, wie diese Frau in meine Nähe zu bringen ist — i möcht sie kennen lernen. Vergeßt nit darauf."

Indem der Staatskanzler mit einer leichten Verneigung bejahte, wurde die Stimme des Erzherzogs Josephs, ihres ältesten Sohnes, vernehmbar, der mit jugendlichem Ungestüm den außenstehenden Lakai, welcher, dem ihm ge-

wordenen Befehle gemäß, Jedermann, also auch dem Prinzen, für jetzt den Eintritt zu verwehren hatte, im Vorzimmer einige derbe Reden gab. „Du Dalk! kennst mi nit? Wann Du nit gleich die Thür aufmachst, werd ich Dir halt einige Schmitz mit der Peitschen geben!“ rief der Prinz — „was Befehl! das kannst einen Dideldapp sagen, nit mir — für mich giebt's keinen Befehl. Mit der Frau Mutter will i reden, und laß mi nit dran verhindern.“

„Was das für'n Aufgebraus ist!“ rief die Kaiserin — „der Seph ist 'n wilder Bub, mit dem wird's einmal nit gut werden. Jesus Maria Joseph, was man für 'ne Noth mit den Kindern hat!“

Mit großem Geräusch, die Reitgerte in der Hand, trat Joseph in's Gemach.

Der strenge Blick der kaiserlichen Mutter schüchterte ihn sichtbar ein.

„Gleich gehst hinaus, Seph, und wartest, bis i das Zeichen mit der Glocken gebe,“ sagte die hohe Frau mit Hoheit. „Wer dereinst *befehlen* soll, muß zuerst *gehorchen* lernen.“

Ein tiefes Roth der Schaam überfloß das Gesicht des jungen Erzherzogs; er wagte es, einige begütigende Worte an die zürnende Mutter zu richten, die jedoch unerschüttert bei ihrer Weisung verharrte, so daß er sich gezwungen sah, ihrem Befehle zu gehorchen, und das Zimmer wieder zu verlassen.

Die Kaiserin ließ eine lange Pause folgen, dann sagte sie mit tiefem Gefühl zu Kaunitz: „I hab nur ein

Gebet zu unserm Herrn und Heiland, und wenn er das erhört, mag i wohl als selig gepriesen werden. I wünsch, daß i nit eher hinweggenommen werden möcht, als bis mein liebes Oesterreich wieder glücklich und stark im Frieden geworden ist, und daß i meine Kinder mit Gottes Hilf zu reputirlichen Leuten werden sähe, die nit Unglück, sondern nur Glück und Segen über ihre Unterhanen bringen; denn 's mag nichts Schlimmeres gefunden werden, als Fürsten voll Untugend und bösen Neigungen. Mit dem Seph hab i eine rechte Angst!" fügte sie hinzu.

„Junger Wein gährt," tröstete Kaunitz, und fügte nach einer Pause hinzu: „Ich habe nicht die Gabe der Weissagung, aber ich glaube wahr zu prophezeien, wenn ich dem Erzherzog Joseph eine schöne, für Oesterreich segensvolle Zukunft in Aussicht stelle — viel Freunde, aber noch viel mehr Feinde."

„Behüt ihn Gott und die heilige Mutter!" sagte Maria Theresia, mit dem Ausdrucke mütterlicher Bekümmerniß. „I will ja nix, als daß der Seph 's Land recht regier; das wär halt mein bester Segen ins Grab."

Wieder folgte eine Pause, die der Staatskanzler, wohl wissend, wie die hohe Frau, stets mit den Gedanken an die zeitliche und ewige Wohlfahrt ihrer Kinder beschäftigt, welche sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, sich bei jedem Anlaß dem Nachdenken darüber hinzugeben pflegte, sie darin nicht störte. Für die Kaiserin, die mit wahrhaft hingebender Frömmigkeit sich als folgsame Dienerin der Geistlichkeit wies, mußte die Bemerkung, daß

ihr Sohn Joseph, so jung als er jetzt noch war — er stand erst im funfzehnten Lebensjahre — diesem von ihr mit so viel gläubiger Demuth verehrten Stande abgeneigt sei, eine sehr schmerzliche sein, besonders da sie wußte, daß diese Abneigung nicht durch Anderer Einfluß, sondern aus seinem eigenen Herzen entsprang, und sein lebhaftes, feuriges Temperament in dieser Beziehung ihr für die Folgezeit, wo er selbst den Thron besteigen werde, nichts Gutes vorhersehen ließ.

Sie entwand sich endlich dieser sie peinigenden Betrachtung, und sich erhebend, fragte sie Kaunitz:

„Habt's mir noch zu referiren, Herr Staatskanzler?"

„Eine Kleinigkeit. Herr von Brommig ist der Ueberbringer eines Anerbietens Sr. Majestät von Sachsen. Allerhöchstderselbe bietet uns vier Regimenter Dragoner und zwei Pulk Uhlanen, die in Polen stehen, gegen ein geringes Hilfsgeld an*). Wir müssen dies Anerbieten als einen Beweis von der Ergebenheit der sächsisch-polnischen Majestät für unsere Sache gegen Preußen betrachten, und mit Dank annehmen."

„Freilich, freilich," stimmte die Kaiserin bei. „Soldaten thun uns jetzt Noth."

---

*) Während August von Sachsen, auf dem Königstein eingeschlossen, mit Friedrich von Preußen unterhandelte, schloß derselbe zu gleicher Zeit den heimlichen Vertrag mit Oesterreich, seine in Polen befindlichen Truppen zu dem kaiserlichen Heere stoßen zu lassen, was die Preußen außerordentlich erbitterte, und ihr Verfahren gegen Sachsen zur strengen Härte steigerte.

„Wir werden diese Angelegenheit also im heutigen Cabinetsconseil erledigen, damit Herr von Brommig den betreffenden Beschluß zu seiner Rückreise erhält," antwortete Kaunitz und die Schriften, die er auf einem Tisch auseinander gebreitet, zusammenschiebend, gab er der hohen Frau dadurch das Zeichen, daß er sein Referat hiermit beendet habe.

Nach einigen Wechselreden verließ der Minister das Gemach und die Kaiserin gab das ihrem Sohne geltende Zeichen mit der Glocke, welcher gleich darauf eintrat.

„Frau Mutter," sagte der junge Erzherzog, ihr die Hand küssend, „der Lakai draußen ist halt 'n ganz prächtiger Mensch. Wenn's mich bei dem oft in die Schul schicken, so möcht i bald eine lammesfromme Creatur werden."

Die Empfindlichkeit des Prinzen fand somit ihren Ausdruck in jener Weise, die dem Spotte sehr ähnlich sah und die ihm in solchen Fällen, wo die Kaiserin sich streng gegen ihn bewies, als einziger Ausweg, sich Luft zu machen, übrig zu bleiben pflegte.

„Seph," nahm die Monarchin, die, dem geliebten Sohne gegenüber, jede Fessel der Convenienz fallen und sich ganz dem mütterlichen Gefühle überließ, das Wort, „schau, bist 'n wilder Bub, aber i hab Dich herzlieb. Zur Lieb' gehört aber 's Tätscheln nit allein, auch die Streng', der Ernst. Wenn i Dich strafen muß, thut mir's Herz weh, denn, was eine Mutter dem Kind anthut, thut sich's halt immer selber an. Und paß auf, Seph, das wirst einsehen,

wann d' älter bist oder i nit mehr sein werd. Wirst dann manchmal denken: die Frau Mutter hat mich doch lieb gehabt, wie kein anderer Mensch auf der ganzen Welt."

Der rührende, herzliche Ton der hohen Frau, der in ihren Augen glänzende Ausdruck der Wahrheit ihrer sie ganz beherrschenden Mutterliebe, konnte nicht ohne tiefen Eindruck auf das lebhaft empfindende Herz des jungen Erzherzogs bleiben, er schlang seine Arme um ihren Hals und Mutter und Sohn hielten sich lange umschlossen.

„Was hast denn gewollt, mein Goldseph?" fragte die Kaiserin alsdann.

„Der Frau Mutter hab i halt was erzählen wollen," antwortete der junge Erzherzog.

„So erzähl's, mein Seph."

„Der Herr Vatter und ich sein miteinander ausgeritten. Wie wir zum Stock am Eisen kommen, fallt's den Leuten ein, Vivat zu schreien. Die Wienerischen sein's halt gute Leut, die uns Alle mit einander lieb haben. Davon hab'n aber 'n paar Pferd vor einer hübschen Kutsche nix gewußt, hab'n sich aufgebäumt und gescheuet, dem Kutscher die Zügel aus der Hand gerissen und sein nun fortgeras't, nach 'm Stephanerplatz zu. Das war ein Geschrei, Frau Mutter! 's Gelenk hab'n die Pferd nit zu finden gewußt und so prallte die Kutschen halt an einem Eckhaus so schwer an, daß sie in Stücken ging — die Pferd blieben aber nun stehen. Eine Dam' war in dem Wagen, ganz bewußtlos vor Schreck."

„Ah, heilige Mutter Gottes!“ rief die Kaiserin, „ist sie schwer beschädigt? Wer ist's denn, Seph?“

„Die Frau de la Pelletrie,“ antwortete der junge Erzherzog; „der Herr Vatter und ich sein gleich abgestiegen und so lange bei der Aermsten, die man in ein Haus schaffte, geblieben, bis wir gewiß erfahren hatten, daß ihr kein weitres Unglück geschehen und sie zu sich selber gekommen war.“

Ueber der Kaiserin Antlitz zog der Anflug eines leisen Schattens; so lebhaft einige Augenblicke vorher ihre Theilnahme, ihr Mitgefühl sich auch gezeigt, so verstummte sie jetzt doch und blickte zu Boden nieder. Der junge Erzherzog achtete nicht darauf und redete weiter: „Der Herr Vater war sehr bestürzt über den Unfall und wir sein eben deshalb wieder in die Burg zurückgekehrt.“

Maria Theresia äußerte einige Worte der Theilnahme und gab dem Gespräche eine andere Wendung, als wünschte sie über einen ihr unangenehmen Gegenstand schnell hinwegzukommen. Bei dem lebhaften Temperamente ihres Sohnes war diese Bemühung nicht fruchtlos und bald schien auch von ihrer Seite der leichte Anflug des Unmuthes verschwunden zu sein; sie lachte und wies sich fröhlich, bis endlich die Gutenberg, ihre Kammerfrau, eintrat, welche, wie sie alltäglich zu thun pflegte, der Kaiserin Stadtneuigkeiten aller Art berichtete, was für Maria Theresia jederzeit von großem Interesse war.

Wir knüpfen hier in Kürze die zum Verständniß des Ganzen nothwendige Schilderung der Zeitgeschichte an, da

zwischen den Ereignissen im letzten Abschnitt *) unserer Geschichtserzählung ein Zeitraum von fast sieben Jahren liegt, und die Begebenheiten in diesem Zeitraume wesentlichen Einfluß auf die Lebenswege und Schicksale der von uns dargestellten Personen äußerten.

Wenn auch die zwingende Macht der Verhältnisse die Kaiserin Maria Theresia zu einem Friedensschluß mit Friedrich II. von Preußen genöthigt hatte, so mußte doch der Gedanke an den Verlust Schlesiens für jeden wahrhaften Oesterreicher ein immerwährend verwundender Stachel bleiben. Nichts war daher natürlicher, als daß im Stillen, unter'm Siegel des Geheimnisses, darauf hingearbeitet wurde, gegen Friedrich, der nunmehr als rechtmäßig-anerkannter Besitzer Schlesiens, eine Verbindung abzuschließen mit den einflußreichsten Regenten Deutschlands und des Auslandes, nach welchem dem Preußenkönig, den das Glück so wunderbar begünstigt hatte, das Grab zu seiner Vernichtung bereitet werden sollte.

Kaunitz legte, als Gesandter Maria Theresia's bei dem **1748** zu Aachen stattfindenden Congresse, den Grund zu einer Umwandlung des politischen Systems von Europa. Er schlug die Idee an, auf welche die Kaiserin, seiner Klugheit vertrauend, auch einging, obwohl für ihren sittlich-reinen Charakter ein großes Opfer damit verbunden war, nämlich durch die Buhlerin Ludwig XV., Madame Pom-

*) Siehe Theil II. Seite 241.

padour, eine Aussöhnung zwischen Oesterreich und Frankreich zu stiften, somit den unversöhnlichen Haß, der seit mehr als zweihundert Jahren zwischen beiden Monarchieen bestand, zu tilgen und zugleich, indem Frankreich für Oesterreich gewonnen wurde, Preußen einen mächtigen Bundesgenossen zu entreißen. Kaunitz' feines und kluges Benehmen zu Paris verschaffte ihm endlich Gehör bei der Pompadour und was er vorausgesehen, kam zur Erfüllung. Der Tochter des pariser Schlachtviehhändlers, welcher, als Gattin des Generalpächters Herrn von Estioles, es gelungen war, den einträglichen Posten einer Maitresse des funfzehnten Ludwigs und somit das Marquisat Pompadour zu erringen, konnte nichts schmeichelhafter sein, als daß eine deutsche Kaiserin sich erniedrigte, ihr, der Verachtungswürdigen, ihre Freundschaft anzubieten, ihr gegenüber den Ton der Gleichheit und Familiarität anzustimmen und sie „meine Cousine, meine kleine Königin u. s. w." zu nennen *). Dieser Weihrauch, durch den sich eine ehrenhafte, deutsche Frau schändete, berauschte die Buhlerin und sie, die für den beklagenswerthen Wollüstling Ludwig den französischen Staat regierte, ging bereitwillig auf eine Verbindung Frankreichs mit Oesterreich ein. Der von Kaunitz, im Namen seiner Kaiserin, dem französischen Cabinette vor-

*) Als man Friedrich II. aufmerksam machte, daß es von seiner Seite wohlgethan wäre, der Pompadour einige Artigkeiten durch seinen Gesandten in Paris erweisen zu lassen, entgegnete er gleichgiltig: „Ich kenne sie nicht."

gelegte Theilungsplan der Staaten des preußischen Friedrichs wurde zwar nicht als annehmbar gefunden, indeß gingen die Verhandlungen zu einem Schutz- und Trutzbündniß beider Länder gegen Preußen ihren ungestörten Gang fort und gediehen zum Abschlusse. Leichter noch war Elisabeth von Rußland zu einer preußengefährlichen Verbindung zu bestimmen, da sie persönlichen Haß gegen Friedrich II. hegte, der nicht nur in seinen brandenburgischen Denkwürdigkeiten gesagt hatte: „Die Mutter Elisabeths sei die Witwe eines schwedischen Unteroffiziers gewesen“; sondern sich auch bei Tafel, in Gegenwart des russischen Gesandten die Aeußerung erlaubte: „Die Kaiserin Elisabeth thäte es (hinsichtlich des schändlichen Lebenswandels) der berüchtigten Octavia Messalina noch zuvor.“ Schweden wurde bald für das Triumvirat dieser drei Mächte gewonnen und Sachsen übernahm die Rolle des Scheinheiligen, welcher erst dann die Maske fallen läßt und seine wahrhafte Gesinnung äußert, sobald die Hauptgefahr verschwunden ist. Sachsen nämlich sollte erst dann auf dem Kampfplatz erscheinen, wenn die mit ihm sich verbindenden Hauptmächte bereits solche Vortheile über Friedrich erfochten, daß es nur eines Gnadenstoßes für denselben bedurfte, um ihn zu vernichten und das Königthum Preußen auf das zu reduciren, was es anfänglich gewesen: die kleine brandenburgische Markgrafschaft. Aber Friedrich II. entdeckte das Geheimniß seiner Feinde und sein Einfall in Sachsen war die erste Gegenmaßregel in dem unseligen Kampfe, der nun sieben Jahre lang Deutschlands Gauen mit Blut tränkte.

Selten mußte ein Fürst gleiche Demüthigungen über sich ergehen lassen, wie sie August von Sachsen nun erfuhr. Mit einem Schlage verlor er (bei Pirna) die ihm so ergebene sächsische Armee durch Capitulation, deren Bedingungen hart genug von Friedrich II. gestellt worden waren, indem diese braven, patriotisch gesinnten Truppen den Eid der Treue zu leisten gezwungen wurden. Die zu preußischen Bataillonen formirten Sachsen ertheilten Friedrich, indem sie bei jeder sich ihnen bietenden Gelegenheit seine Fahnen verließen, die Lehre, daß Zwang und Patriotismus, als zwei zu schroffe Gegensätze, nicht so leicht zu vereinen sind.

Trotz des äußern Anscheins von Galanterie und Freundschaftlichkeit, den Friedrich in Dresden, das er zu seinem Hauptquartier machte, vorzüglich gegen die Churfürst-Königin, den Churprinzen und dessen hohe Gemahlin und die übrigen daselbst zurückgebliebenen Mitglieder der Familie des vom Königstein nach Warschau übergesiedelten Monarchen an den Tag legte und sich überhaupt sehr leutselig bewies, wurde Sachsen doch im Wesentlichen wie ein erobertes Land behandelt. Um seinen Einfall in Sachsen zu rechtfertigen, hatte er von dem Geheimrathe von Hertzberg eine Schrift anfertigen lassen, welche diese seine, ganz Europa in Staunen versetzende Handlung des Friedensbruches, als zu seiner Selbsterhaltung nöthig, darstellte. Indeß mangelten dieser Rechtfertigungsschrift die gründlichen Beweise, die nur in den Dokumenten des sächsischen Staatsarchivs zu finden waren, welche Staatsheiligthümer

man in das Appartement der Königin in Verwahrung gebracht hatte, verhoffend, daß sie hier am besten geschützt sein würden. Eines Tages erschien der Commandant von Dresden bei der Königin und erbat sich, im Namen seines Monarchen, den Schlüssel zu dem die Documente des Staatsarchivs verwahrenden Gemache. Die Königin stellte sich vor die Thüre desselben und antwortete, daß sie den Eingang mit ihrem Leben vertheidigen würde. Als alle Bitten des Commandanten, sich in Güte dem Unvermeidlichen zu fügen, an dem Stolze der hohen Frau abprallten, beschwor der Offizier sie fußfällig, ihn nicht zur Ausführung des auch für den vorhergeahnten Verweigerungsfall ihm ertheilten Befehls zu zwingen, sich nöthigenfalls gewaltsam den Eingang in das Appartement zu bahnen. Endlich wich die hohe Frau der Gewalt und die Documente, welche zu Grundlagen der Rechtfertigungsschrift dienten, kamen somit in Friedrichs Besitz. Als diese Handlung gegen die Königin unter dem Volke ruchbar ward, steigerte sich die nur durch den Zwang der Umstände niedergehaltene Abneigung gegen das preußische Regiment, welches scheinbar mit Sammetpfötchen strich, aber systematisch mit scharfen Krallen Alles an sich riß, zu einem hohen Grade.

Zwischen dem König von Preußen und dem Churprinzen gestaltete sich jedoch ein gewissermaaßen innigeres, ja fast freundschaftliches Verhältniß, welches von Seite des Ersteren auf den offenen, biederen Charakter Christians basirt war. Oefters sagte Friedrich zu ihm:

„Ich beklage aufrichtig, Ew. Liebden als Feind, der seiner selbstwillen alle Maßnahmen von Feindseligkeit ergreifen und festhalten muß, gegenüberstehen zu müssen.“

Bei einem Besuche des Königs bei dem Churprinzen, dessen hohe Gemahlin nicht zugegen war, erwähnte Friedrich, wie von ungefähr, den Namen Erffa und sprach sich dahin aus, daß er den Geheimrath als einen, für sein Vaterland treu gesinnten Mann habe schätzen lernen.

„Ew. Majestät erlauben mir, diesem Urtheile zu widersprechen — ich werde nie einen Verräther achten, der Geheimrath war ein solcher, denn er stand mit Ew. Majestät in geheimer Verbindung.“

Diese offene Entgegnung Christians veranlaßte eine weitere Erklärung zwischen Beiden und diese Stunde tilgte das Brandmal des Verrathes, welches in den Augen des Churprinzen auf des verstorbenen Geheimraths Namen lastete. Der König gedachte natürlich dabei Helenens, indem er dem Churprinzen hinsichtlich der Ursache ihres Aufenthaltes in Potsdam und von ihrer Vermählung mit dem zur Zeit bei der französischen Gesandtschaft in Wien als Attaché angestellten Baron Hypolit de la Pelletrie unterrichtete.

„Mein Freund,“ sagte Friedrich, mit warmem Gefühl Christians Hand ergreifend, „auch ich gedenke zuweilen noch an ein Herz, das mich liebte, dem ich mit voller Seele angehörte. Frosthauch ist über meine Mannesjahre gefallen, der kältende Drang der Speculation erfüllt jetzt mein geistiges Theil; aber immer noch steht diese glückliche Erin-

nerung aus meiner Jugend, als eine unverwelkliche Blüthe, vor meinen Augen. Sie neigt sich herein in mein ernstgewordenes Leben und beglückt mich zuweilen. Ich wünsche, daß Ew. Liebden das Andenken an Helene von Erffa mit demselben Blicke betrachten mögen."

Christian war tief bewegt; er gestand, daß, so glücklich auch seine Ehe sei, doch zuweilen Erinnerungen an Helene in ihm auftauchten, wo ihm der Glaube an eine Treulosigkeit von ihrer Seite als eine Unmöglichkeit erschien. Den Vorwurf der Helenen so tief verletzenden Rücksendung ihres Bildes und ihres ihm gemachten symbolischen Hochzeitgeschenkes wies er, als nicht mit seinem Willen geschehen, gänzlich von sich ab und sagte, daß er den Zusammenhang dieses Herganges nun wohl ahne.

Am nächsten Tage nach der Vermählungsfeier nämlich, hatte es der Churprinzeß außerordentlich Vergnügen gemacht, die in den Handwerksbuden beim Jahrmarkt im Schloßhof erhaltenen, kleinen, oft sehr witzigen und spaßhaften Hochzeitsgeschenke in Augenschein zu nehmen. Sie gab sich der vollkommensten Heiterkeit hin und der Churprinz theilte ihre Freude.

Das einfachste aller Hochzeitsgeschenke war das kleine Pappkästchen mit der Veilchenblume. Marie Antonie erstaunte nicht wenig, als sie dieses gänzlich unscheinbare Geschenk erblickte, Christian aber, welcher sogleich die Geberin errieth, konnte eine gewisse Verwirrung nicht verbergen.

„Ach," sagte die Prinzeß, „wenn unser Glück so welken soll, wie diese Blume, dann habe ich ein trauriges Loos zu erwarten." Und der Gedanke schien den Sonnenschein der Freude plötzlich auf dem Antlitz der jungen Neuvermählten zu verwischen. Christian fand sich veranlaßt, um die so unerwartet sie ergreifende Traurigkeit zu verscheuchen, ihr von seinem früheren Verhältnisse mit Fräulein von Erffa zu sagen. Die Churprinzeß beschwor ihren jungen Gemahl ihr das Bild Helenens, von dem er gesprochen, und deren ominöse Hochzeitsgeschenk in Verwahrung zu geben; in der Erfüllung dieser Bitte werde sie nicht nur ein Zeichen seiner aufrichtigen Liebe, sondern auch eine Bürgschaft für ihren ehlichen Frieden erblicken. Wie hätte Christian ihr dies verweigern können?!

Im Besitz beider Gegenstände schickte Marie Antonie durch einen Lakai ihres Gemahls sie an Fräulein von Erffa, wohl wissend, daß eine solche Rücksendung die unverkennbarste Andeutung sei, wie der Absender für die Zukunft das früher bestandene Verhältniß als gänzlich gebrochen zu betrachten wünsche.

„Wir haben in dem Schicksale unsrer ersten Jünglingsliebe viel Aehnlichkeit," sagte der König; „sie lebt nur noch in unsrer Erinnerung. Fräulein von Erffa ist todt für Sie, mein Freund, wie die schöne Formera es für mich ist. Der Himmel hat Sie jedoch entschädigt für den Verlust der Geliebten; er gab Ihnen eine Gemahlin, die Sie lieben, und deren Anmuth und geistige Vorzüge Ih-

nen das wahre Glück der Ehe, Austausch der Ideen und Gefühle, bieten. Mein Loos war minder günstig. Die Herzensgüte und strenge eheliche Treue meiner Gemahlin nöthigte mir die aufrichtigste Hochachtung ab; aber ihr fehlt Alles, was einen geistigen Reiz auf mich bewirken könnte."

In der freundschaftlichen Gesinnung, welche Friedrich von Preußen gegen den Churprinzen an den Tag legte, glaubten damals viele sächsische Patrioten auch die Hoffnung auf Schonung des Landes erblicken zu dürfen; indeß Friedrich trennte die Persönlichkeit von der Sache, und Sachsen, das „in Depot" genommene Land, seufzte unter der Last der preußischen, feindseligen Maßregeln. Der erste October eröffnete mit der für die Preußen günstigen Schlacht bei Lowositz die Kette der blutigen Ereignisse des siebenjährigen Krieges und von nun ward Deutschland der Schauplatz jener traurigen Begebenheiten, aus deren Verwicklungen weder Frankreich noch Oesterreich, weder Rußland, Schweden oder England, am allerwenigsten aber Sachsen einen Nutzen gewannen, nur allein Friedrich von Preußen konnte sagen, er habe in diesem langen, blutigen Kriege nicht ein Dorf von seinen Staaten eingebüßt. Die großen Ereignisse der Zeit, welche die Throne der Herrscher erschüttern, gleichen elektrischen Schlägen, die nicht ein Glied allein, sondern den ganzen Körper durchbeben; sie werden in den stolzen Palästen der Könige, wie in den unscheinbaren Hütten der Armuth empfunden, deshalb gewannen auch die in unserer Geschichts-

erzählung geschilderten Personen, je nach ihrer Stellung in der Gesellschaft, eine größere oder geringere Betheiligung an den außerordentlichen Vorgängen ihrer sturmbewegten Zeitepoche. Der Leser, welcher Gefallen an Schilderungen von Schlachtscenen findet, dürfte indeß seine Erwartung in dieser Beziehung nicht erfüllt sehen, indem, wie ja schon der bisherige Verlauf unsrer Erzählung andeutet, deren Personen, mit wenigen Ausnahmen, in Regionen lebten, die nur mittelbar die großen Schwingungen des Zeitverhängnisses empfinden konnten.

Der Glaubenseifer Maria Theresia's verleitete sie zuweilen, ihre Gunst Personen zuzuwenden, welche derselben unwürdig, den Uebertritt zum Katholicismus nur als eine Sache der Speculation betrachteten, um sich diesen oder jenen Vortheil zu erwerben, da man wußte, daß die Kaiserin die Proselyten mit vollen Händen unterstützte. Der Wunsch der erhabenen Frau, die Gattin des Herrn von Brommig kennen zu lernen, war bald erfüllt worden, und zu den eben nicht seltnen Erscheinungen am Wiener Hofe gehörte es, daß Frau von Brommig in kurzer Zeit bei der Monarchin einen ziemlichen Einfluß gewann, um so mehr, als die Neubekehrte in den Augen Maria Theresia's als eine höchst beachtenswerthe Ausnahme unter den vielen ihre Gunst erzielenden Personen erschien. Es lag etwas Mystisches, Geheimnißvolles in dem Wesen dieser

Frau, welches auf das Gemüth der Kaiserin eine besondere Anziehungskraft äußerte. Die hohe Gestalt und der Blick voll Schmerz, der indeß, wenn irgend ein Gegenstand sie anregte, den Ausdruck großer Leidenschaftlichkeit annahm, das jeweilige Versinken in tiefes Nachsinnen, als läge hinter ihr eine Vergangenheit voll großer und trüber Erfahrungen, die gespenstisch in ihr jetziges Leben hereinschaute; das öfters mit außerordentlichem Eifer, mit sichtbarer Inbrunst ausgesprochene Glück, sich nun im Schooße der katholischen Kirche zu wissen, und vor Allem der besondere Umstand, von dieser Neubekehrten nie einen Wunsch nach Bereicherung zu hören, nie durch eine Bitte, welche nur im entferntesten eine Unterstützung beanspruchte, wie die Kaiserin doch von Allen, die ihr nahten, gewöhnt war, belästigt zu werden — alles dies mußte auf Maria Theresia einen besondern Eindruck machen, und Frau von Brommig in ihren Augen hoch über den Schwarm der sich an sie Drängenden erheben.

„Gutenberg,“ sagte die Kaiserin zuweilen zu dieser vertrauten Kammerfrau, „die Frau von Brommig muß mir's halt angethan haben; i glaub's nit anders. Was das für 'n sonderbares Weib ist! Hab ihr schon einigemal Gnadenbezeigungen so verblümt angeboten, Andere strecken alle zehn Finger darnach aus, und turbiren mich noch, wann's ihnen nit genug erscheint, die hat's aber abgeschlagen. Sie will nix, mag nix — i begreif die Frau halt nit.“

„Ei, liebe Majestät, i begreif's wohl. Wann's der

nur 'n kleinen Finger hinhalten, das ist ihr freilich nit genug, geb'n 's aber 's Patscherl ganz, da greift's gewiß zu."

„Sie schimpfirt aber doch alle Leut — Sie ist wirklich eine recht spinnige Person," sagte die Kaiserin ärgerlich; „i weiß nit, wie Sie halt in 'n Himmel kommen will mit so viel Gift und Gallen!"

„Das ist meine kleinste Sorg," antwortete die Gutenberg lachend. „Der himmlische Vatter weiß schon, daß i Ew. Majestät recht im Herzen lieb hab, und das gilt was bei ihm, 's ist eine Einlaßkarten zum Gnadenpförtel — mir ist halt gar nit bang drum. Aber die preußischen Personagen kann i einmal nit leiden; mein gut östreichisch Herz kehrt sich mir im Leib um, wann i denk, Ew. Majestät könnten für's Preußische sich verintressiren. O, das ist eine Gesellschaft wie d' Vogelfänger, die immer mit Leimstengeln herumlaufen."

Allerdings stimmte Maria Theresia's Abneigung gegen das Preußenthum ganz mit den feindseligen Gesinnungen ihrer Kammerfrau überein, indeß der Einfluß, den Frau von Brommig auf sie gewonnen, war zu wesentlich geworden, um den Widerwillen der Gutenberg irgend einen Vortheil über das Herz der Kaiserin erringen zu lassen. Die Tagesstunden waren bei der Kaiserin so eingetheilt, daß nur ein kurzes Stündchen vor der Tafel ihr frei blieb, welche Zeit über sie dann gewöhnlich allein in ihren Zimmern verweilte, oder auch, wenn sie nicht Lust hatte, vertraute Besuche in dieser Stunde anzuneh-

men, sich zu ihren Kindern begab, welche sie mit großer Zärtlichkeit liebte.

Eines Tages fand sich in der erwähnten Stunde Frau von Brommig bei der Kaiserin ein, welche, in mehrern ihr von Kaunitz übergebenen Berichten noch lesend, ihr winkte, Platz zu nehmen.

Als Maria Theresia die Durchlesung beendet hatte, und nun nach Frau von Brommig hinsah, die von der Erlaubniß der Monarchin Gebrauch gemacht, und unweit des Zimmereinganges in einem Sessel sich niedergelassen, erblickte sie sie in ein Nachdenken so vertieft, daß sie auch nicht einmal von dem Geräusche, das die Kaiserin durch ein leichtes Hüsteln verursachte, aufgestört wurde.

„Aber sage Sie mir nur, warum Sie immer so tiefsinnig ist?“ fragte die hohe Frau, das lange Schweigen unterbrechend. „Hat Sie denn gar so große Betrübniß in Ihrem Leben erfahren, oder hat Sie vielleicht über Ihren Mann einen Kummer? Das wird's wohl sein, — nit wahr?“

„Nein, Ew. Majestät,“ antwortete Frau von Brommig. „Um Kummer über einen Mann zu empfinden, muß man ihn lieben — ich liebe den meinigen nicht, er ist mir gleichgültig.“

„Nit?“ rief die Kaiserin erschrocken, mit deren wahrhaft inbrünstiger und stark zur Eifersucht geneigter Liebe zu ihrem hohen Gemahl das Geständniß der Frau von Brommig einen schneidenden Contrast bildete, „das ist stark! Sie ist doch halt aus lauter Seltsamkeit zusammen-

gesetzt. Sie liebt Ihren Mann nit! Da ist Sie ja eine unglückliche Person." Und gleichsam in ihr eigenes Herz schauend, welches so innige und zärtliche Gefühle für den Gefährten ihres Lebens hegte, setzte sie hinzu: „I möcht nit leben ohne den meinigen."

Eine kurze Pause folgte, in welcher sie Frau von Brommig mit Mitleid betrachtete. „Sie weiß also gar nit, was Liebe ist?" fragte sie dann.

„Ew. Majestät, daß ich es weiß, ist mir zum Unglück geworden," antwortete Frau von Brommig.

In dem Tone, mit dem sie dies sprach, lag der Ausdruck eines so tiefen Wehes, daß die Kaiserin unwillkürlich sich davon angeregt fühlte, und mild sagte: „Dann bedaure i Sie, meine Gute. 'S muß doch halt zu traurig sein, zu lieben, und den Gegenstand bei näherer Ueberzeugung als unsrer unwürdig zu finden."

„Sein Herz ward mir durch eine Heuchelei geraubt," ergänzte Jene. „Ach, Ew. Majestät, damals habe ich alle Qualen der Eifersucht empfunden. Um diese entsetzliche Pein zu lindern, giebt es kein Mittel auf Erden, und in solchen Stunden kam mir oft der Gedanke, daß es eine der Hauptfoltern der Verdammten sein müsse, eifersüchtig auf die Glückseligkeit der Himmlischen zu sein."

Maria Theresia schien die Wahrheit dieser Behauptung zu fühlen, sie senkte ihren Blick zu Boden, und eine flüchtige Röthe überflog ihr Antlitz — aus eigener Erfahrung wußte sie, daß Frau von Brommig in ihrer Schilderung der Eifersuchtsqualen nicht zu viel sage.

„Aber das ist intressant, daß Sie Einen geliebt hat, der Ihr Mann nicht geworden ist, und einen Andern heirathete, den Sie nicht liebte," redete die Kaiserin.

„Verhältnisse eigener Art drängten mich zu diesem Schritte," antwortete Jene, und eine mit Mühe niedergekämpfte Bewegung, die von einem ihre Wangen überziehenden Blaß und einem leichten Zusammenzucken ihrer Züge angedeutet wurde, that sich bei ihr kund.

Die hohe Frau schien das zu bemerken, und die Absicht zu haben, dies Gespräch, das für Frau von Brommig nur verwundend sein mußte, zu beenden. Deshalb sagte sie: „Nun, Sie hat das Schlimmste überstanden, und Sie kann froh sein, daß Sie hier ist; denn die Veränderung des Ortes soll viel Einfluß auf ein kummervolles Gemüth haben, wie man sagt. Wenigstens hat Sie hier nicht den Anblick Ihrer Nebenbuhlerin und Ihres ungetreuen Geliebten zu befürchten."

„Ha, sie ist ein Gespenst, das mich verfolgt; vor Kurzem erst habe ich sie hier gesehen!" rief Frau von Brommig, in der Aufwallung ihrer Leidenschaftlichkeit die Gegenwart der Monarchin vergessend. „Wäre es der Tod gewesen, er würde mich nicht so sehr erschreckt haben."

„Ihre Rivalin ist hier in Wien — wer ist's denn?" fragte Maria Theresia erstaunt.

„Die Baronin de la Pelletrie," antwortete Jene; „vor einer Stunde habe ich sie am Portal der Reitschule aussteigen sehen."

„Die Baronin de la Pelletrie!" wiederholte die Kai-

ſerin, wie von einem Schreck durchſchauert, und nach einer Pauſe fügte ſie hinzu: „Dieſe Dame ſcheint viel Fortüne bei den Männern zu machen. Auch hier ſoll ſie die Augen Einiger auf ſich zu ziehen gewußt haben. Sie kennt ſie alſo näher? Erzähle Sie mir doch etwas Näheres von ihr.“

„Werden Ew. Majeſtät nicht glauben, daß ich, verleitet durch Haß, der Störerin meines Glückes zu viel nachſage?“ fragte Frau von Brommig.

„Das klingt ja, als wäre dieſe Baronin eine ganz verdorbene Perſon,“ bemerkte die Kaiſerin. „Rede Sie nur, meine Gute, — i glaub nit, daß Sie mehr von der Dam' ſagen wird, als ſich mit Ihrer Chriſtenpflicht verträgt, denn auch dem Feind muß man halt ſeine Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

Die Schilderung, welche Frau von Brommig von der Baronin de la Pelletrie entwarf, war vollkommen geeignet, das hohe Gefühl der Monarchin für Tugend und weibliche Ehre zu beleidigen.

Sie erzählte, daß ihre Nebenbuhlerin in einem geheimen Verhältniſſe mit Friedrich von Preußen geſtanden habe, indem ſie ſich auf das in deſſen Schlafcabinet hängende Bildniß derſelben berief, welches ſie mit eigenen Augen geſehen, alſo von der Wahrheit dieſer Thatſache perſönlich überzeugt ſei. Sie deutete darauf hin, daß es im Plane des Königs gelegen zu haben ſcheine, ſeine geheime Geliebte zu verheirathen, um ſie, ohne ärgerliches Auf-

sehen zu erregen, in seiner Nähe zu behalten. Der Baron de la Pelletrie sei in das Netz der jedenfalls mit dem Plan des Königs einverstandenen Heuchlerin gegangen und auf dem Schlosse zu Rheinsberg die Verlobung vollzogen worden. Seit der Zeit habe der Baron sich der besondern Gunst des Königs erfreut, und zu dessen gelehrten Freunden gehört. Was aber Allen ein Geheimniß gewesen, habe sich erst durch den schnell erfolgenden Tod des Vaters der Baronin, des sächsischen Geheimrathes Graf von Erffa, herausgestellt und zwar durch des Premier-Ministers von Brühl Schlauheit, welcher den unleugbarsten Beweis aufgefunden, daß die Baronin die Rolle der Vermittlerin einer hochverrätherischen Verbindung zwischen dem Könige Friedrich von Preußen und ihrem Vater, dem sächsischen Staatsdiener, gespielt habe, vermöge welcher der Churfürst von Sachsen seines ihm getreuen Staatsministers Brühl beraubt, und dann durch alle möglichen Mittel zu einer Union mit Preußen habe gedrängt werden sollen.

„Behüt's Gott, das ist ja eine vollkommene Schlange von einem Weibe!“ rief die Kaiserin, aufs Tiefste in ihrem starken Sittlichkeitsgefühle empört, „vor der muß man sich halt hüten, wie vor'm bösen Feind. Wann's auch hier solch ein abscheulich Spiel . . . .“

Die hohe Frau schien durch den letztern Gedanken, dem sie keinen wörtlichen, vollendeten Ausdruck gegeben, aufs Tiefste ergriffen zu werden; sie ließ die Stirn in die hohle Hand sinken, und ihre Blicke auf den Boden hef-

tend, bot sie in ihrer äußeren Erscheinung das Bild tiefer Bekümmerniß. So bemerkte sie nicht, wie in den Zügen der Frau von Brommig augenblicklich eine große Erregtheit sichtbar wurde. Eben der von der Kaiserin nicht ganz im wörtlichen Ausdruck vollendete Gedanke fiel wie ein Blitz in ihr finsteres, haßsüchtiges Gemüth.

„Warum sollte das nicht denkbar sein?“ entgegnete sie nach einer Pause, als die Monarchin das niedergesenkte Haupt wieder emporhob. „Es erscheint sogar als Gewißheit, wenn man nur einen Blick auf das frühere Verhältniß, in dem die Baronin zu König Friedrich stand, werfen will, daß sie auch hier eine geheime Mission verfolgte. Wäre es denn glaublich, daß der König, der so gut geheime Triebfedern zu benutzen und anzustellen versteht, eine so intime Freundin, nicht in Berücksichtigung für seine Machinationen gezogen haben sollte? — eine Freundin, deren Reize so mächtig auf ihn wirkten, daß Signora Barberina, die schöne Tänzerin, seine Gunst verlor und als Nachhall derselben eine von ihm sanctionirte Heirath mit einem königlichen Beamten betrachten mußte?“ setzte Frau von Brommig mit scharfer Ironie hinzu.

Als die Kaiserin sich wieder allein befand, überließ sie sich der ganzen Gewalt einer Verstimmung, die für längere Zeit nachhaltig war. Nicht allein die quälende Sorge, daß der Verrath auf solchem Wege, die gegen den ihr verhaßtesten Feind gefaßten geheimen Pläne zu nichte machen könnte, sondern auch eine Furcht, die aus ihrer innigen

Zuneigung zu ihrem hohen Gemahl hervorging, also mit ihrem innersten Wesen in engster Verbindung stand, beängstete ihr Herz außerordentlich. Die Baronin de la Pelletrie galt ihr schon längere Zeit als ein Gegenstand, welcher ihre Befürchtung erregte. Maria Theresia, in ihrem ehelichen Leben ein Muster der Sittenreinheit, die zärtlichsten Empfindungen für ihren Gemahl ohne Scheu an den Tag legend und mit größter Entrüstung und Abscheu die Frauen betrachtend, die der Ruf als „galant“ bezeichnete, fühlte sich durch keinen Gedanken mehr verletzt, als durch den, die Liebe des Kaisers könne ihr durch eine lockende Syrene entrissen werden, und diese Furcht war es, welche das für eheliches Glück so inbrünstig erglühende Herz der Kaiserin zuweilen betrübte und leicht zur Eifersucht anregte. Diese Schwäche der hohen Frau ward nicht selten von den intriguanten Höflingen benutzt, wenn es galt, irgend eine Dame vom Hofe wegzubringen, welche ihren geheimen Bestrebungen entgegen gewesen. Die neu geschlossene politische Verbindung zwischen Oesterreich und Frankreich legte dem kaiserlichen Hofe die Verpflichtung auf, den in Wien sich aufhaltenden Franzosen von Rang, besondere Beweise zu geben, daß man das Glück der geschehenen Vereinigung beider Monarchien zu schätzen wisse und die Hofzirkel belebten sich schnell durch die Repräsentanten der überrheinischen Elasticität und flüchtigen Gesellschaftstones. Natürlich erschien auch die Baronin de la Pelletrie in diesen Zirkeln und die rührende Schönheit dieser Dame schien, wenigstens wollte es

Maria Theresia so bedünken, auf den Kaiser einen sehr angenehmen Eindruck zu machen, und in einigen seiner Aeußerungen, die für die Baronin sehr günstig ausfielen, glaubte die hohe Frau eine Bestätigung dieser sie schmerzlich berührenden Bemerkung zu finden. Konnte auf ihr von Eifersucht bestürmtes und geängstetes Herz wohl etwas einen größeren Einfluß ausüben, als die von Frau von Brommig entworfene Schilderung der Baronin? Die lebhafte Phantasie, die jederzeit die an Eifersucht Leidenden peinigt und die Basis der furchtbarsten Seelenqualen wird, führte die hohe Frau in jenes Labyrinth von marternden Einbildungen, die den Schleier der Verstimmung über Geist und Gemüth breiten. Der von Frau von Brommig angeregte Gedanke an die Möglichkeit, daß die Baronin der geheimen Mission eines Verrathes sich unterzogen haben könne, warf daher um so tiefer Wurzel in dem Herzen der Kaiserin und Kaunitz empfing von ihr den Wink, zu erforschen, ob und inwieweit diese Vermuthung begründet sei. Es war gar nicht undenkbar, daß Friedrich von Preußen seine im Hauptlager seiner Feinde sich befindenden Freunde zur Erspähung der Mittel und Maßregeln gegen ihn benutzen sollte — beruhte doch sein Einfall in Sachsen auf einem freilich noch im Schimmer des Geheimnisses verhüllten Verrath! Die Stellung des Barons de la Pelletrie, als Gesandtschaftsattaché, setzte ihn in den Stand, die Beschlüsse und Berathungen des mit Frankreich vereinten österreichischen Cabinets zu erfahren, und die Vermuthung eines möglichen Einverständnisses

mit dem allgemeinen Feinde fand darin einen besonderen Sporn, sich Ueberzeugung darüber zu verschaffen.

Wir lenken des Lesers Aufmerksamkeit jetzt auf die, Frau von Brommig und die Baronin Pelletrie betreffenden Ereignisse, welche in jenem langen Zeitraum geschehen, der in unserer Geschichtserzählung bisher nur durch die Andeutung der Verwickelung der politischen Machinationen geschildert wurde.

Nach jenem Vorgange in Rheinsberg, welcher das künftige Geschick Helenens von Erffa an das Hyppolits band, lebte sie wieder in dem stillen Familienkreise der Frau von Hertzberg zu Potsdam, während ihr Verlobter eine in politischer Beziehung unaufschiebbare Reise nach Paris zu unternehmen genöthigt wurde, die ihn, da verschiedene Umstände und sogar eine heftige Erkrankung seine Rückkehr nach Potsdam unmöglich machten, fast dreiviertel Jahr von Helenen fern hielt.

Seit dem Aufenthalt zu Rheinsberg war bezüglich der beiden Töchter der Frau von Hertzberg eine wesentliche Veränderung vorgegangen.

Clementinens unbefangene, fast kindliche Heiterkeit schien getrübt; es dünkte Helenen, als läge über der unschuldigen Lust dieser ihr so lieben Freundin ein Frosthauch, unter dem die reiche Blüthe ihres frohen Gemüths den frischen Farbenschmelz verloren habe. Clementine wies zuweilen einen Ernst, der zu ihrer Jugend und dem derselben als innersten Kern angehörenden lustigen Wesen fremdartig abstach. Ja, es kam vor, daß sie, mit Helenen

allein sich befindend, plötzlich, ohne irgend eine vorhergegangene Veranlassung, in eine trübe Stimmung verfiel, welche sich dahin äußerte, daß sie ihre Freundin stumm und mit einem Blicke tiefer Wehmuth ansah. Und wenn Jene nun fragte: „Aber, Clementine, mein liebes Kind, was ist Dir denn?“ da riß sich das Mädchen mit großem Umgestüm auf, eilte zu ihr, und mit ganz ungewöhnter Heftigkeit sie umschlingend, rief es unter einem Thränenstrom: „Ach wenn Du hättest den Wassertod sterben sollen! arme, arme Helene! aber das hat nicht so sein sollen, das konnte der liebe Gott nicht zugeben. O, wenn er mich nur zu Deinem Schutzengel machte und mir Flügel gäbe, wie die Engel sie haben, daß ich Dich überall umschweben könnte — Du solltest behütet sein, wie nur eine Mutter ihr liebes Kind behüten kann.“

„Zu meinem Schutzengel will ich Dich wohl machen,“ sagte Helene, sie beruhigend — „aber freilich, Flügel kann ich Dir nicht geben, Du liebe, theure Freundin. Behüte mich nur recht sorgsam — und werde wieder heiter. Mein Gott, wer wird denn immer an das schlimme Vergangene denken! Daß das solch einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht hat!“

Und wenn auch Helenen, in Verbindung mit dieser bei Clementinen so nachhaltig wirkenden Erinnerung an den durch Hyppolits Aufopferung des eigenen Lebens glücklich beseitigten Unglücksfall, das Benehmen ihrer jungen Freundin in Gegenwart ihrer Schwester Ulrike noch auffälliger erschien, so wußte sie sich dasselbe doch eben so we-

nig zu erklären. Sie hatte die Bemerkung gemacht, daß Clementine, unter dem oder jenem Vorwande, sich stets zwischen ihr und Ulriken drängte, als wäre der letzteren Nähe für Helene unheilbringend und gewiß war es für Helene eine Ursache, zu erstaunen, Ulriken über solches Benehmen ihrer Schwester nicht aufbrausen zu sehen, was doch, ihrem Charakter nach, nur ganz natürlich gewesen sein würde. Ulrike konnte ein gewissermaaßen scheues Wesen in Gegenwart Helenens und Clementinens nur mit Mühe verbergen und öfterer hatte Fräulein von Erffa die Bemerkung gemacht, daß Ulrike, sobald sie von dem Blicke ihrer Schwester getroffen wurde, in sichtliche Verwirrung gerieth und ihre Augen entweder zu Boden senkte, oder anderswo hinwendete. In der That war die über beide Schwestern gekommene Veränderung so auffallend, daß Frau von Hertzberg, der sie ebensowenig entging, in ihrer alttestamentlichen Redeweise sich folgendermaaßen äußerte: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber, junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben.“

Die würdige Matrone bezeichnete mit diesem von ihrem Lieblingspropheten Jesaia gebrauchten Bilde des süßen Friedens, das gänzliche Aufhören aller Streitigkeiten zwischen ihren beiden Töchtern. Ulrike schien den Muth verloren zu haben, gegen Clementinen, wie sie sonst doch gethan, gebieterisch und unfreundlich aufzutreten; überhaupt war die Umwandlung in dem Gemüthszustande der erste-

ren zu sichtbar, um übersehen zu werden. Sie neigt sich jetzt einer Sanftmuth, einem niedergedrückten, frömmelnden Wesen zu, wie die Pietisten zu thun pflegen, so daß selbst der alte Habakuk einmal die Bemerkung gegen seine Herrin machte: „Na, 's gnädige Fräulein Ulrike ist ja jetzt wie 'n Bindfädel geworden; der Hochmuthsteufel ist aus ihr gefahren, wie 's scheint. Mich hat sie gefragt, ob ich nicht, weil ich doch 'n alter Kerl wäre, mit dem 's bald Matthäus am Letzten sei, Angst vor dem göttlichen Gerichte hätte? Ne, hab ich gesagt — 'n rechtschaffener Bedienter braucht sich vor'm Herrgott ganz und gar nicht zu fürchten. Meinetwegen könn's alle Tage fortgehen; wenn ich nur weeß, daß es mit meinem Geheemderath und unserm Fräulein wohlbestellt ist, da mache ich mir den Teufel aus der Veränderung. 'S kommt Alles darauf an, wo beim Menschen 's Christenthum sitzt. Geantwortet hat sie gar nischt; aber sie schien ganz niedergeschlagen. Ich weeß gar nich, was ich daraus machen soll.“

Die Aufmerksamkeit Helenens wendete sich indeß im Laufe der Zeit Begebenheiten zu, welche einen unmittelbaren Einfluß auf ihr Herz hatten: sie empfing die Todesnachricht ihres Vaters. Dieser Schlag, der so unerwartet kam, versetzte sie in die größte Betrübniß. Helene fühlte sich so schmerzlich davon berührt, daß sie außer Stand war, zum Grabe des geliebten Vaters zu reisen. Habakuks Bitte, ihn allein dahin zu schicken, ward deshalb von ihr gern bewilligt. Die Rückkehr des alten, treuen Dieners

versetzte sie in noch tieferen Kummer, denn sie erfuhr, daß der Tod ihres Vaters von Umständen begleitet gewesen, welche die Schmach der Untreue, des Verrathes auf ihn warfen. Habakuk wußte weiter nichts Genaueres über diese ihr mitgetheilte Nachricht zu referiren; Alles, was er von den Leuten, die er kannte, in Erfahrung gebracht hatte, deutete darauf hin, daß sein verstorbener Herr sich wahrscheinlich in Dinge eingelassen haben müsse, die für das Publikum im Schleier des Geheimnisses gehüllt blieben; aber gewiß wäre es, daß er im Moritzburger Schlosse verhaftet worden sei. Ein Besuch Habakuks bei der Familie Riedels, des langjährigen Freundes seines Herrn, überzeugte ihn, daß in der That etwas Geheimnißvolles vorgegangen sein müsse, denn Riedel saß im Gefängniß, und sein Weib, seine Annel, klagte dem alten Habakuk unter tausend Thränen, daß, wie sie von Hofrath Essenius, bei dem sie in der Angst ihres Herzens gewesen, um über ihres Mannes Vergehen und Schicksal etwas Näheres zu erfahren, gehört habe, Riedel jedenfalls nach Waldheim ins Zuchthaus kommen werde, denn man müsse solche aufrührerische Leute, wie ihr Mann sei, unschädlich machen. Von der gnädigen Frau Stiefmutter hatte Habakuk einen sehr schlechten Empfang erfahren, indem diese ihren Zorn in reichster Fülle über ihn ausschüttete und dabei unter Anderm äußerte: „Sein hochgebornes Fräulein Gräfin hätte sehr recht daran gethan, nicht nach Dresden zu kommen, denn es sei die große Frage, ob man ihr nicht die Höflichkeit erzeigt haben würde, sie hier für ihre Preu=

ßenfreundlichkeit nach Würden zu belohnen, gerade so, wie ihres Herrn Vaters Consorten, die nun auch hinlänglich Gelegenheit hätten über ihre Schlechtigkeit nachzudenken.“

Hyppolit kam zu dieser Zeit aus Paris zurück; er fand Helenen in diesem schweren Kummer, der um so tiefer auf sie einwirkte, als sie, trotz aller Bemühung, nichts über das angebliche Verbrechen, dessen man ihrem verstorbenen Vater zieh, erfahren konnte. Hyppolit nahm sich der Sache an, reis'te nach Dresden und obgleich das diese Angelegenheit verhüllende Geheimniß auch für ihn nicht klar ward, so erlangte er doch durch den Ministerregenten selbst, an den er sich wendete, die Mittheilung, daß Herr von Erffa sehr stark bei einer aufrührerischen Verbindung betheiligt gewesen und sein Tod ihn noch glücklich einer Untersuchung entzogen habe, deren Resultat für den Namen der Familie ein Brandmal gewesen sein würde. Obwohl man die Vermuthung hege, daß seine Tochter nicht uneingeweiht in dies Geheimniß sein dürfte, so wolle man doch aus gewissen Rücksichten die Sache ruhen lassen, verhoffend, daß Fräulein Gräfin von Erffa die Grenzen Sachsens meiden werde. Hyppolit erfuhr von dem Ministerregenten noch obendrein die Versicherung, daß man, wenn auch das gegründetste Recht der Confiscation des Vermögens des Herrn von Erffa vorliege, seiner Tochter doch ungeschmälert ihr Erbtheil verabfolgen lassen werde, was in solchem Falle gewiß als ein Zeichen weitumfassender Humanität zu betrachten sein dürfte.

Der Gedanke, daß mit dem Tode ihres Vaters ihr

bester Freund gestorben sei, war für Helene außerordentlich schmerzlich und deshalb wirkten die Beweise der edlen und innigen Liebe Hyppolits wahrhaft wohlthätig auf sie ein. Sie fühlte es, daß, wenn noch ein Glück ihr je blühen könne, sie es nur an der Seite eines so redlichen Herzens, wie Hyppolit, finden werde: er war ja nun ihr einziger Freund.

Zwei Jahre waren vergangen seit dem Tode ihres Vaters und der Tag der Vermählung zwischen ihr und dem Baron erschienen. Frau von Hertzberg ließ es durchaus nicht zu, daß die Vermählung anderswo, als in ihrem Hause, gefeiert werden durfte.

„Er hat sie hier gefunden, er soll sie auch hier aus meiner Hand empfangen, da ich, nach dem Willen ihres verstorbenen Vaters, Mutterstelle an ihr vertreten habe," sagte die würdige Frau und setzte in ihrer biblischen Ausdrucksweise, Helenen umarmend, hinzu: „Und Du wirst sein eine schöne Krone in der Hand des Herrn und ein königlicher Hut in der Hand Deines Gottes."

Je näher der Tag herankam, der Helene und Hyppolit fürs ganze Leben verbinden sollte, desto mehr zog sich Ulrike von aller Gesellschaftlichkeit zurück. Ihr blasses Antlitz deutete auf eine tief verborgene Kränklichkeit und eben deshalb war ihre Zurückgezogenheit weniger auffallend. Ganz im Gegensatze wies sich Clementine aufgeweckter, als ob ihrer Schwester Fernbleiben jeden Stein des Anstoßes für ihre Heiterkeit, diesen so natürlichen Erguß ihres Gemüths, hinwegräume.

„Wenn es Dir möglich ist, meine theure Ulrike, so wirst Du morgen bei der heiligen Handlung, die mich zu Hyppolits Gemahlin weiht, gegenwärtig sein," bat Helene den Tag vorher, Ulriken in ihrem Zimmer aufsuchend. „Der Gedanke, von meinen Freundinnen zu dem wichtigsten Schritte des Lebens geleitet zu werden, ist ein zu schöner und erhebender für mich. Erfülle ihn mir, liebe Freundin."

Ulrike sagte zu. Während ihr Aeußeres unter der Gewalt einer eisernen Selbstbeherrschung keine Bewegung zeigte, ja selbst ein Lächeln, wie mitfühlende Freude, äußerte, zitterte ihr Herz unter der heftigsten Leidenschaft des tödtlichsten Hasses, der sich erst, als sie sich allein sah, mit voller Macht Bahn brach, gleichwie der feurige Gluthstrom eines Vulkans, ein unsichtbares, Jahrhunderte lang flammendes Geheimniß, sich plötzlich mit rasender Kraft Bahn bricht und einen Krater sprengt, um die kochende Masse seiner Eingeweide mit wüthendem Donnergebrüll dem Himmel zuzuschleudern.

Der folgende Tag sah Ulriken als Zeugin der Vermählung Helenens mit Hyppolit de la Pelletrie vor dem Altare.

Da das zu vermählende Paar die Aufmerksamkeit der es an den Altar Begleitenden auf sich zog, so bemerkte Niemand, wie Ulrike, todtenbleich, die Augen schloß, als der Priester die Hände des Brautpaares vereinte zum Bunde für das ganze Leben. Alles war vorüber, der feierliche Orgelton schwieg — Helene war Hyppolits Gemahlin.

Mit Thränen und feierlicher Rührung hielt Frau von Hertzberg ihr liebes Pflegekind lange im Arme und Clementine sagte mit tiefer Empfindung:

„Jetzt hat Dir Gott einen anderen Schutzgeist gegeben, der Dich behüten wird vor aller Gefahr! Aber liebe mich ferner, wie bisher."

Auch Ulrike trat heran, mit der krankhaften Blässe auf ihren Wangen. Mit Aufbietung aller Kräfte hatte sie sich gewaltsam emporgerafft, sie wollte — täuschen; aber wie sie Helenen gegenüberstand, da brach das künstliche Gebäude ihrer Selbstbeherrschung zusammen. Helene, im bräutlichen Schmucke vor ihr, an der Hand Hyppolits! sie glücklich an seiner Seite, von Allen mit Freude betrachtet und beglückwünscht! das war ein zu gewaltiger Eindruck für ihr Herz. Es dunkelte vor ihren Augen, eine Ohnmacht umschleierte ihre Sinne — ein unweit von ihr stehender Herr bewahrte sie vor dem Niederfall.

„Ueberlaßt sie nur mir," sagte Clementine — „ich kenne das schon, es geht vorüber; habt ja keine Angst."

Der alte Habakuk, bei dem sich im Laufe der Zeit eine große Schwäche, ein sichtbares Abnehmen der Lebenskräfte eingefunden hatte, stand an der Kirchthüre, als seine junge Herrin, geleitet von ihrem Gemahl und gefolgt von den Zeugen der heiligen Handlung, das Gotteshaus verließ.

„Wenn das der selige Herr Geheemderath sehen könnte!" murmelte der alte, treue Diener vor sich hin, während große Tropfen von Freudenthränen über seine tiefgefurchten Backen hinabrannen.

Helene reichte ihm die Hand; sie konnte nicht an ihm vorbeigehen, er war ja die verkörperte Erinnerung an ihre Vergangenheit.

„Jetzt kann ich im Frieden Gottes die Augen zuthun," sagte Habakuk — „denn da (auf Hyppolit deutend) ist nun Väter und Mutter, die ganze Welt ersetzt. Werd's, wenn ich hinüberkomme, meinem guten Herrn Geheemderath sagen, wird sich recht freuen, der gute, selige Herr, hatte sein Helenchen so lieb."

Keine lärmende Hochzeitsfeier folgte, nur im Kreise einer kleinen Zahl von Freunden ward der Abend unter Heiterkeit und Frohsinn hingebracht. Für Helene trug besonders die Nachricht, welche ihr Clementine hinsichtlich Ulrikens brachte, zum Einstimmen in den Frohsinn bei. Ulrike befand sich wohler, nur verlangte ihr Zustand Ruhe, weshalb sie nicht an der heiteren Gesellschaft Theil nehmen könne.

„Aengsten Sie sich ja nicht, mein liebes Kind," sagte Frau von Hertzberg, Helenen über Ulrikens Unwohlsein beruhigend — „Sie wissen ja wohl, daß meine Tochter schon eine Zeit her sich unwohl gefühlt hat; daß ist nicht heute erst gekommen. Aber es hat auch keine Gefahr damit. Die Ulrike gehört nicht zu den weichlichen Pesonen. Wenn es die auch einmal anpackt, dauerts doch blos eine Zeit lang; so eine kräftige Natur hilft sich dann von selbst."

Mitternacht war niedergesunken; die Theilnehmer des kleinen Familienkreises gingen auseinander, nur Herr von

Brommig blieb durch Zufall im Hertzberg'schen Hause für diese Nacht als Schlafgast. Er hatte den Schlüssel zu seiner Wohnung verloren und da es viel Störung verursacht haben würde, mitten in der Nacht einen Schlosser herbeizurufen, so hatte er das Anerbieten der Frau von Hertzberg, in ihrem Hause zu übernachten, mit Dank angenommen.

Tiefe Stille lagerte jetzt über dem noch vor Kurzem durch gesellschaftliche Freude geräuschvollen Hause; der Traumgott wiegte die Bewohner in seinen Kinderarmen. Da plötzlich ertönte der Ruf „Feuer!“ auf der Straße, der Schreck riß Alles auf aus dem tiefen Schlummer und die Verwirrung steigerte sich nicht wenig, als man zur Entdeckung gelangte, daß es im eigenen Hause brenne. Unmittelbar unter dem Schlafgemache des vermählten Paares schlugen starke Flammen aus einem Zimmer, dessen Inneres im vollkommensten Brande loderte. Nur mit Mühe wurde das Feuer gedämpft, der Verlust von Menschenleben verhütet. Wäre der vollkommene Ausbruch des furchtbaren, zerstörenden Elementes nur eine halbe Stunde später entdeckt worden, so würden Hyppolit und Helene sichere Opfer desselben geworden sein. Auf welche Art der Brand entstanden sei, war nicht zu erörtern und Jedermann der Ansicht, Fahrlässigkeit müsse die Ursache desselben sein. In Folge des Schreckes, der seinen morschen Körper zu hart angegriffen hatte, starb der alte, ehrliche Habakuk vierzehn Tage später, tief betrauert von seiner Herrin, die den Werth dieses rechtschaffenen und sie väter=

lich liebenden Herzens kannte und deshalb dessen Verlust auch tief empfand.

Nach Verlauf eines Vierteljahres gab es im Hertzberg'schen Hause abermals eine Vermählung, und zwar zwischen Ulrike und Herrn von Brommig. Durch Verwendung des Legationsrathes, ihres Bruders, erhielt Brommig eine Anstellung im Departement der Finanzen.

Hyppolit de la Pelletrie genoß die Gunst des Königs. Sein wissenschaftlich-gebildeter Geist und die Bescheidenheit, die er stets bewies, welche ihn zu einer Ausnahme von den meisten, mit Ueberschätzung ihres Werthes und überflüssigem Selbstdünkel ausgerüsteten Landsleuten machte, führte ihn in jene vertraulichen Zirkel ein, die der König mit seinen durch Kenntnisse ausgezeichneten Freunden unterhielt, wo er sich ganz den schönen Eindrücken heiterer, durch Musik und Austausch philosophischer Ideen gehobener Gesellschaftlichkeit hinzugeben pflegte. Aber der Wechsel, allem Irdischen Feind, traf auch Hyppolit, der in Wahrheit des Glückes Becher leerte hinsichtlich der ihm gewordenen königlichen Gunst und seines Ehelebens. Ein paar Jahre später ward Hyppolit von der französischen Regierung nach Paris zurückgerufen und mußte diesem Rufe Folge leisten. Für seine Gemahlin ward diese Trennung eine sehr harte Prüfung, denn indem sie die ihr so theuer gewordene Hertzberg'sche Familie verließ, schied sie ja von einem durch Liebe und Freundschaft ihr zum zweiten Vaterhause gewordenen Asyle.

Wenn jemals die würdige Matrone Gelegenheit hatte,

der Aussprüche ihres Lieblingspropheten Jesaia zu gedenken und sie in Anwendung zu bringen, so war es die Stunde des Abschiedes von Helenen. Sie hielt sie lange umarmt und sagte:

„Es ist mir, als müßte ich vom eigenen Kinde scheiden. Aber gewiß, Du wirst überall Freunde und Freude, und Wohlwollen und Liebe finden. Denn also spricht der Herr: Siehe, ich breite aus den Frieden bei ihr, wie einen Strom, und die Herrlichkeit der Heiden, wie einen ergossenen Bach; da werdet ihr saugen. Ihr sollt auf der Seite getragen werden und auf den Knieen wird man euch freundlich halten."

Clementine, das liebe Wesen, das jetzt Braut war, sagte recht herzinnig:

„Mama giebt Dir einen so reichen Segen mit in die Fremde, daß mir armem Dinge gar nichts übrig bleibt, als Dir mein ganzes Herz zu geben. Ach ja, meine liebe, theure Helene, das mag Deine Aussteuer von mir sein. Wenn Du Freude hast, so lege die Hand auf's Herz und sage still vor Dich hin: fühlst Du's mit, meine Clementine? und wenn Du traurig bist, so sage dasselbe und gewiß, die Welt ist nicht so groß, daß zwei Herzen, die einander so lieben, nicht miteinander Alles, Alles fühlen sollten, Freude und Trauer, und Lust und Wehe."

Ulrike lebte in Berlin; sie schien ihrer Familie immer mehr entfremdet zu werden. Obwohl die Baronin ihr hatte Tag und Stunde bestimmt, wo sie kommen würde, um Abschied von ihr zu nehmen, so fand sie sie doch nicht

zu Hause. Aber aus Rücksicht gegen Frau von Hertzberg verschwieg Helene diese Unart Ulrikens, welche Letztere in der That, seitdem sie Herrn von Brommigs Gemahlin war, ein ganz absonderlich zurückhaltendes Benehmen gegen sie bezeigt hatte.

Für Hyppolit de la Pelletrie mußte es in der That schmerzlich sein, durch seine Stellung in das Geheimniß eingeweiht sich zu sehen, welches zwischen Frankreich und Oesterreich gegen Friedrich von Preußen, seinen königlichen Gönner, angesponnen war, ohne ihn zu seiner Sicherheit einen Wink geben zu dürfen. Das Schicksal wollte es, daß man ihn, um der Kenntniß in der deutschen Sprache willen, welche sich der Baron ganz zu eigen gemacht hatte, später nach Wien sandte, und zwar kaum einen Monat vor dem Einfall Friedrichs in Sachsen.

Aber auch Herr von Brommig hatte Ursache gefunden, seine Stellung in Preußen aufzugeben, um der Sicherheit seiner Person wegen. Man war nämlich seiner geheimen Verbindung mit dem sächsischen Premier-Minister auf die Spur gekommen und nur seiner Familienverwandtschaft mit Herrn von Hertzberg hatte er es zu danken, daß er glücklich einem Loose entging, welches eine wohlverdiente Strafe für sein schändliches Gewerbe gewesen wäre. Mit der Nothwendigkeit für ihn, Preußen, als den seine persönliche Freiheit von nun an gefährdenden Schauplatz geheimen Wirkens, zu verlassen, fielen auch die Rücksichten, die seine gemeine Seele gegen seine Gemahlin bisher bewiesen, indem seine Verbindung mit ihr nicht aus irgend

einer Zuneigung, sondern lediglich, um sich eine gewisse Stellung in Preußen zu gründen, durch welche er nur allein die Mittel, Regierungsgeheimnisse zu erfahren, sich verschaffen konnte, geschlossen worden war. Ulrikens Dasein war somit ein höchst trauriges, sie selbst eine Beute der betrübendsten Seelenfolter, ein Wesen, das allen Frieden verloren, gepeinigt von Gewissensbissen und Leidenschaft, zum Geschöpf des Augenblicks herabsank, der allein noch ihren Willen regierte. In dieser Entwürdigung ihres besseren Selbst verlor sie allen Halt; sie liebte nichts, selbst ihr Kind nicht, da dessen Vater ihr gleichgiltig, ja sogar ein Gegenstand des Hasses, der Verachtung war. Zuweilen nur loderte eine Flamme des sittlichen Stolzes, der Empörung ihres edleren Theils bei dem Gedanken auf, das Weib eines Spions zu sein, der systematisch den Verrath zu seinem Gewerbe machte. Und dieses entehrende Bewußtsein stürzte sie in so heftige Verzweiflung, daß sie nur im Wechsel ihrer Religion einen Weg zu finden glaubte, sich Vergebung und Frieden zu erringen. Ulrike glich einem gefallenen Engel, dessen Nimbus seines ursprünglich göttlichen Theils in den trügerischen Banden wilder dämonischer Lüste untergegangen, der noch zuweilen eine Erinnerung an die hehre Reinheit seines Wesens in sich aufglühen fühlt, aber zu ohnmächtig, zu tief gesunken ist, um sich bußfertig-bereuend erheben zu können.

Wir wenden uns nun zu den weitern Ereignissen unsrer Geschichtserzählung zurück, deren Gang wir durch diese Schilderung von Begebenheiten, die das Geschick der

beiden erwähnten Personen betrafen, unterbrechen mußten. Bei Maria Theresia bedurfte es nur einer solchen Anregung, wie von Frau von Brommig ausging, um die Schattenseite ihres sonst so edlen Gemüthes in Thätigkeit zu bringen. Die Baronin de la Pelletrie war von nun Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit und es fanden sich bald vertraute Seelen, die sich sehr gern und bereitwillig dazu verstanden, Frau de la Pelletrie unter strenge Controle zu nehmen und all ihr Thun zu beaufsichtigen, ihre inneren und äußeren Verhältnisse zu erspähen, selbst unter den Beamten der französischen Gesandtschaft Personen zu gewinnen, welche sich dazu hergaben, diese Beobachtungen nach Kräften zu unterstützen und solchergestalt ein förmliches Netz um den Baron und seine Gemahlin zu ziehen, ohne daß diese es ahnten.

Mit dem Oktobermonat kam eins jener Feste, welche am Wiener Hofe mit großer Galla gefeiert wurden. Das Namensfest des Kaisers (4. Oktober) und zugleich der Gedächtnißtag seiner Krönung, rief alle nur einigermaaßen auf Hoffähigkeit Anspruch habende Personen in die Burg, und obwohl die Nachricht von dem zweifelhaften Siege der Preußen bei Lowositz (am 1. Oktober), der den Feldmarschall Browne zwang, über die Eger zurückzugehen, eintraf, so ward doch, im festen Vertrauen auf die mächtige Allianz, deren sich Oesterreich für die Zukunft bewußt war, das Fest mit demselben herkömmlichen Glanze begangen und schloß mit einem Balle, den der Kaiser mit seiner erhabenen Gemahlin eröffnete.

Die Kaiserin durchwandelte dann die Reihen der Hofchargen und fremden Diplomaten, Jedem ein vertrauliches Wort sagend.

„Ei, Graf Flemming, habt's Euch wieder bei uns eingefunden?" fragte die hohe Frau den sächsischen Gesandten freundlich, „das gefreut uns. Aber angegriffen schaut's doch noch 'n Bisserle aus, 's Fieber hat Euch nit schlecht z'sammenbeutelt. Das scheint aber halt wie eine Sympathie bei Euch, denn in Sachsen haben's jetzt auch ein Fieber, ein preußisches; wir denken aber, mit Gottes und der heiligen Mutter Hilfe, ein Wechselfieber für die Herrn Preußen d'raus zu machen."

Die Männer der nahestehenden Cavaliere drückten der hohen Frau ihren Beifall über dieses Wortspiel aus und der sächsische Gesandte antwortete mit tiefer Verneigung:

„Sachsens Heil beruht auf den Sieg der Verbündeten und so verhoffen wir eine baldige Erlösung aus der preußischen Barmherzigkeit, die uns nur einstweilen in „Depot" genommen hat, wie es heißt."

Ein freundliches Kopfnicken der Kaiserin schien ihm zu danken für die rechtzeitige Bemerkung der Schlauheit, mit der Friedrich von Preußen die Besitznahme Sachsens unter einem weniger fatal in die Ohren klingenden Worte zu vermänteln strebte. Sie schritt weiter die Reihe entlang, während der Kaiser auf der andern Seite des Salons dasselbe that — die Damen begrüßend.

„Kennt Ihr die Dame, mit der der Kaiser jetzt

spricht?“ fragte die Monarchin, auf der Estrade angekommen, sich nach Flemming umwendend, der ihr, auf ihren Wink, gefolgt war.

„Fräulein Gräfin von Erffa ist es,“ war die Antwort des Gesandten.

Die Kaiserin berichtigte den Irrthum des Grafen nicht augenblicklich, ihr Blick war fest auf ihren hohen Gemahl gerichtet, der mit der erwähnten Dame sprach. Ein düstrer Schatten überschwebte ihre Stirn. Dann neigte sie sich zu Flemming und sagte mit einem Anflug von Ironie:

„Das Fieber hat Euch, mein Herr Gesandter, um eine Erfahrung gebracht, wie wir hören. Aus dem Fräulein ist eine Frau Baronin geworden, wie wir Euch versichern können, Baronin de la Pelletrie, wenn Ihr Euch halt mit dieser Kenntniß bereichern wollt. Nun, Ihr werdet doch die frühere Bekanntschaft mit der schönen, blassen Dame, die meinem erhabenen Gemahl so wohl zu gefallen scheint, erneuern — nit?“

„Ihro Majestät, es giebt Umstände, Verhältnisse, die zuweilen uns von Personen zurückdrängen, welche...“

„Hat die Dam' in so schlechtem Renommée an Eures Durchlauchtigsten Herrn Hofe gestanden?“ fragte die Kaiserin, den Blick scharf auf Flemming gerichtet, der in diesem Moment bemerkte, daß die hohe Frau besondere Ursache haben müsse, ihre Aufmerksamkeit auf die Baronin zu richten und bald errieth, daß ihr Herz dabei betheiligt sei, da Ton und Blick eine ihrem sonst so wohlwollenden

Wesen ganz ungewöhnliche Schärfe und Aufregung andeuteten.

Der Kaiser nahte sich jetzt der Estrade, und der kaum angeknüpfte Faden eines Gespräches, welches dem sächsischen Diplomaten einen Blick in das Herz der hohen Frau zu werfen erlaubte, ward dadurch schnell abgerissen. Die schöne, männliche Erscheinung des Kaisers, sein gefälliges Benehmen erwarben ihm schnell Aller Herzen und würde er irgend eine Macht in der Politik wie am Hofe besessen haben — denn es war ein Grundzug im Charakter seiner erhabenen Gemahlin, ihm, obwohl sie ihm den Schein von Einfluß auf Regierung und Hofwesen ließ, doch gänzlich von jeder Einwirkung in den genannten Branchen zurückzuhalten — so hätte es leicht kommen können, daß so Manches sich anders gestaltet haben würde. Seine Ansichten waren in vielen, besonders in religiösen Beziehungen freier, als die der Kaiserin, und die Furcht, solche Freiheitsmeinungen in's Leben treten zu sehen, vereinte sich bei ihr mit der wahrhaft eifersüchtigen Wahrung ihrer Würde als unumschränkt herrschende Monarchin. Kaunitz allein konnte sich rühmen, der Leiter der Kaiserin und sonach des Kaiserreichs zu sein. Als der Kaiser sich näherte und seiner erhabenen Gemahlin Hand küßte, schien, wenigstens für den Augenblick, aller Schatten von Eifersucht von ihr zu weichen, denn mit der ihr eigenthümlichen Anmuth führte sie ihn zu den mit Purpursammet ausgeschlagenen Armsesseln, wo sie an seiner Seite Platz nahm.

Die Eifersucht, der das davon ergriffene Herz schwer

drückende Alp, fand im Verlaufe des Balles abermals Gelegenheit, die Kaiserin zu berühren und unwissend schürte ihr hoher Gemahl diese Flamme, indem er äußerte, daß die Baronin de la Pelletrie eine höchst angenehme Unterhaltung zu führen verstehe, ein Vorzug, den nicht alle Damen von sich rühmen könnten.

In höchst unglücklicher Stimmung traf Kaunitz am folgenden Vormittage die Kaiserin.

„Dies Weib nimmt mir all' meine Ruhe!" rief sie, „i vergeh vor Kummer. Das ist eine durchtriebene Personnage, die halt auch mein Franzerl fischen will. Fragt's nur den sächsischen Gesandten, was der von ihr zu erzählen weiß. Eine Passion hat's auf fürstliche Personen, den Churprinzen von Sachsen hab'n 's auch mit aller Politik von ihr losmachen müssen — den König von Preußen hat's auch an sich gezogen. Wann's hier dasselbe Spiel durchsetzt, bin i die unglücklichste Frau auf Erden. O Jesus, Maria und Joseph! was mich der Kummer hinrichtet! — i hab eine recht schlimme Nacht durchgebracht."

Kaunitz beobachtete eine Zeitlang tiefes Schweigen, wie er stets zu thun pflegte, wenn er einen Entschluß in der Seele trug, der seine Ausführung finden sollte.

„Seid's denn ganz von Eis, Kaunitz!" rief die hohe Frau, unmuthig über die eiserne Ruhe des Staatsmannes.

„Nein!" antwortete Kaunitz; „aber es ist ein ungewohntes Feld für mich, Eifersuchtshändel zu schlichten.

Nun, man entfernt die Dame — eine andere Politik giebt's nicht."

„Aber wie?" fragte die hohe Frau rasch.

„Ueberlassen das Ihro Majestät mir."

Das feste Vertrauen auf die Klugheit ihres Staatskanzlers war für die Monarchin eine große Beruhigung und ihre gewöhnliche heitere Laune kehrte bald zurück.

Tiefe Nacht lag über die Wienerstadt; der Wintersturm fegte durch die Straßen, die dicken Wolkenschichten, so finster und unheimlich, schienen niederbrechen zu wollen auf die Häusermasse, welche, gleich hohen, steinernen, in Reih und Glied stehenden Sarkophagen, in das Dunkel hinaufragten, sich durch tiefere Schwärze auszeichnete. Die Glocken hatten die dritte Morgenstunde ausgeschlagen — ein Mann eilte ohne Kopfbedeckung die rothe Thurmstraße hin, der brausende Sturm stieß ihn wie ein Feind an die Brust, als wolle er ihn zurückdrängen, aber die Kräfte des Mannes überwanden den wilden Dränger und in Schweiß gebadet, fiel er fast zusammen an einer der Hausthüren, nachdem er die Glocke gezogen.

„Verdamme Gott den Hund von Hausmeister!" knirschte er in sich hinein, als er eine Zeitlang gewartet und die seinen schweißdampfenden Körper durchschauernde Kälte ihn fiebrisch zusammenschüttelte.

Erst nach mehrmaligem Ziehen an der Hausglocke

ließen sich im Innern Schritte und höchst unverständliche Flüche hören. Der Mann außen schlug mit der Faust wüthend an die Thüre und rief dem im Innern langsam einherschlürfenden Hausmeister zu, schneller zu kommen. Endlich wurde die Thüre geöffnet und mit einem: „Der Satan soll Dich Schurke zerreißen!“ stürmte nun der von Fieber Durchrüttelte hinein und die Treppe hinauf.

„So'n Ungeziefer von 'nem gnädigen Herrn giebt's halt nur einmal und ist der Herr von Brommig,“ schimpfte der Hausmeister. „I wollt, daß 'n 's Wetter erschlüg, den Lumpaci, der für mi nie 'n Kreuzer in der Tasche hat. Das ist eine Bagage übereinander, solch Lumpenpack; aber mit mir soll er nit anbinden!“

Während der Hausmeister seinen Aerger noch weiter freien Lauf ließ, hatte Herr von Brommig seine Wohnung erreicht und der Diener ihn eingelassen. Der Zustand, in dem er seinen Herrn sah, sagte ihm, daß derselbe wieder Unglück im Spiele gehabt habe. In der That verhielt sich das auch so.

„Die gnädige Frau ist noch wach,“ bemerkte der Diener; „hat auf Ew. Gnaden Zuhausekunft gewartet.“

„Geh Er schlafen, ich brauch Ihn für heute nicht.“

Mit diesen Worten war der Diener entlassen und Herr von Brommig trat in das Zimmer, in welchem seine Gemahlin noch angekleidet, bei heruntergebrannten Kerzen in halben Schlummer versunken, auf dem Sopha saß.

Der Eintritt ihres Mannes machte sie munter, sein

bleiches, verstörtes Aeußere belehrte sie, daß er Unglück gehabt hatte. Er fiel erschöpft in einen Armsessel.

Eine lange Pause folgte.

In der durch sein niederträchtig Gewerbe, den Spionsdienst, in Wohlleben hingeflossenen Existenz dieses Mannes war eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Wie es oft der Zufall durch die kleinlichsten Umstände fügt, daß eine plötzliche Umwandlung in den Lebensverhältnissen eines Menschen eintritt, so war es Herrn von Brommig ergangen. Aus Preußen ausgeschieden und zwar durch die Nothwendigkeit, seine persönliche Freiheit zu sichern, hatte er fest auf Brühl gerechnet und geglaubt, dieser Beschützer der Verräther werde ihn, da er um der Spionerie willen aus seiner sichern Stellung getrieben worden, nun besonders bevorzugen; indeß er hatte sich bei diesem Calcül sehr verrechnet. Brühl beachtete ihn kaum, da unter den obwaltenden politischen Umständen nur Preußen, welches für Herrn von Brommig sonach für immer verschlossen war, das einzige Feld für politische Spionerie blieb, der Wirkungskreis außerhalb der preußischen Grenzen allein Männer von besondererem Talent erforderte, die hinreichende diplomatische Fähigkeit besaßen, um die sich durchkreuzenden Verhältnisse der verbündeten Mächte zu sondiren und ihre Beobachtungen darüber ihren Höfen mitzutheilen. Herr von Brommig stand nicht in dem Range, um zu solchen Missionen verwendet werden zu können, er galt Brühl'n als Spion untergeordneter Art und nur die durch seine Verheirathung errungene Verwandtschaft mit der Familie

Hertzberg gab ihm in den Augen des sächsischen Minister-regenten einen gewissen Werth zu höherer Beachtung. Diese fiel jedoch, als Herr von Brommig Preußen verlassen mußte und seine Thätigkeit auf dem einzigen, für seine niedere Befähigung tragbaren Felde aufhörte. Die Unterstützung, welche ihm von Brühl ausgeworfen wurde, war so spärlich, daß Herr von Brommig, gewöhnt an ein gutes Leben, bald die düstre Nachtseite seiner unehrenhaften Existenz kennen lernte. Noch behütete ihn das Vermögen seiner Gemahlin vor den traurigen Erfahrungen des heruntergekommenen Wohlhabenden. Er suchte Zerstreuung in den verschiedensten wilden Genüssen. Keines von Allen sprach ihn mehr an, als die noble Passion des Spiels. Die belebende Hoffnung, dadurch sich heben zu können, steigerte seine Leidenschaft, da sich das Glück ihm anfänglich günstig zeigte, dermaaßen, daß er bald mit Wuth spielte. Wie fast immer das launische Glück seine Opfer sucht, nachdem es dieselben erst gekirrt und mit einer unersättlichen Begier erfüllt hat, sich dem Verderben in die Arme zu stürzen, so erfuhr auch Herr von Brommig allmälig die wetterwendische Laune desselben in vollstem Maaße und sank immer tiefer und tiefer. Der Einfall Friedrichs in Sachsen brach Brühl's Herrschaft und somit auch die letzte Stütze, welche Brommig, als tief untergeordnetes Werkzeug desselben, noch auf diesen setzen konnte. Das Anerbieten Augusts von Sachsen an Oesterreich, seine in Polen stehenden Truppen zu dem kaiserlichen Heere stoßen zu lassen, war der letzte Auftrag, den Herr von Brom-

mig zu vollziehen hatte. Mit Brühls Abreise nach Warschau endete somit die Thätigkeit des Spions, da Sachsen für ihn kein Land war, wo er sich aufhalten durfte.

Vergebens hatte er sich der Hoffnung geschmeichelt, bei dem Staatskanzler einiges Vertrauen für sich erweckt zu haben, um von demselben irgend eine Anstellung zu erhalten; indeß Kaunitz, der, wie alle große, über die Masse hervorragende Charaktere, die tiefste Verachtung für niedere Verrätherseelen hegte und sich derselben nur mit innerem Abscheu bediente, wenn die Verhältnisse ihm die Dienste eines solchen Elenden nothwendig machten, hatte kein Ohr für die Anliegen Herrn von Brommigs, der sich durch diese vereitelte Hoffnung dem Rande des Abgrundes näher gedrängt sah, da seine pecuniären Verhältnisse durch seine Leidenschaft zum Spiel tief untergraben waren.

Eine lange Pause des düstersten Schweigens waltete zwischen dem Ehepaare. Mit dem Blicke tiefster Verachtung betrachtete Frau von Brommig ihren Gatten, der, bleich und erschöpft, mit geschlossenen Augen im Stuhle ausgestreckt lag. Eine jener Scenen folgte nun, welche unter die Rubrik „Familiengeheimnisse" gehören und vor den Augen der Welt nur zuweilen offenbar werden.

„Ich habe Dich erwartet. Du kommst aus der Spielhölle?"

„Errathen, ma chère, — aus des Teufels Werkstatt," antwortete Brommig, mit wahrhaftem Galgenhumor, der über sein moralisches Verderderbniß die Hülle des Spottes breiten sollte.

„Wo ist mein Schmuck? Die Chatoulle ist leer.“

„Wie ich an Leib und Seele. Dein Schmuck wanderte. Wäre ich glücklich gewesen, hätte ich zehnmal so viel, als er werth war, gewinnen können“

„Dieb! Ungeheuer!“ rief Frau von Brommig auffahrend; „Du hast meine letzte Habe vergeudet.“

Der Mann hatte keine Antwort dafür, er starrte sie an. Eine Pause folgte.

„Wovon sollen wir leben?“ fragte Jene dann.

„Keine Sorge darum,“ entgegnete Brommig. „Schade, daß Deine christlichgesinnte Mama nicht da ist, sie könnte Dir den Spruch vorkauen: Die Vögel unter den Himmel säen nicht und ernten nicht und doch ernährt sie mein himmlischer Vater.“ Der Mann ließ ein heiseres Gelächter seiner Antwort folgen und setzte, mit der Resignation jedes solchen Elenden, hinzu: „Wir haben das Vergnügen, nun ganz nach der Bibel leben zu können, wir müssen industriös werden, ein neuer Lebensabschnitt für uns . . . aber man muß sich hineinfinden.“

„Elender, verachtungswürdiger Mensch!“ rief Ulrike, auf's Tiefste empört.

„Nicht so leidenschaftlich, Madame, es schadet Ihnen. Wir werden geborgen sein, wenn Du die Hand dazu bietest.“

„Ich?“

„Ja. Wer bei einer kaiserlichen Majestät so gut angeschrieben steht, dem sollte es nicht schwer werden, eine rentable Pfründe zu erhaschen. Ich kenne kein Hinder-

niß, welches dem entgegenstehen könnte. Daß ich Protestant bin? hahaha! es gilt nur, einen andern Rock anzuziehen, dann ist die Sache gemacht."

Frau von Brommig schien der Ausdruck des Abscheus zu mangeln, den sie für ihren Mann empfand.

Nach einer Pause sagte Jener mit Gleichgültigkeit:

„Du wirst das thun, die Kaiserin ist auf's Proselytenmachen vernarrt; in vierzehn Tagen muß ich angestellt sein."

„Niemals! niemals!" entgegnete Ulrike mit großer Heftigkeit; „kein Wort verwende ich für Dich."

„Dann thue ich es für Dich," antwortete der Mann mit einer eisigen Ruhe.

„Wie?"

„Ich erzähle der Kaiserin eine Geschichte, die in Wien viel Furore machen und in den Salons und Zirkeln nacherzählt werden wird. Madame werden ja blaß — warum? giebt's einen interessanteren Roman, als den unserer Heirath?"

In der That wies Frau von Brommig das Bild des tödtlichsten Entsetzens; eine geisterhafte Blässe hatte ihr Antlitz entfärbt, sie stand regungslos, ihn anschauend, als sei all ihre Lebenskraft unter der Einwirkung der von ihm ausströmenden Todeskälte erstarrt.

Der Mann fuhr fort:

„Unser Roman fängt so an: In einer Nacht, wo man Hochzeit in einem Hause gehalten und Alles schlief, schlich ein Weib leise aus ihrem Zimmer, huschte über die

Treppe hinab und legte Feuer in dem unter dem Schlafcabinet des Hochzeitpaares befindlichen Gemache an. Jedoch, als die Brandstifterin den Schauplatz des Unheils verlassen und leise, wie ein Nachtgespenst, wieder die Treppe hinaufeilte, traf es sich, daß ein Mann, der zufällig in dieser Nacht nicht schlafen konnte, von dem leichten Knistern auf den Stufen aufmerksam gemacht, die Thüre seines Zimmers öffnete und — der Brandstifterin in's Antlitz schaute, die bebend und zum Tod erschrocken vor ihm entfloh. Eine halbe Stunde später schlugen die Flammen aus dem unter dem Schlafcabinette des Hochzeitspaares befindlichen Gemache."

Der Erzählende machte eine kurze Pause und fuhr dann fort:

„Das Verbrechen wurde vereitelt. Nun, was wär's auch gewesen, wenn ein Hochzeitspaar mitten in seinen seligen Freuden verbrannt wäre? . . . Einige Tage später trat der Mann, der der Brandstifterin, als sie von ihrem verbrecherischen Gange zurückkam, in's Antlitz geschaut hatte, vor diese hin und — bat um ihre Hand. Ist das nicht eine köstliche Geschichte, Madame? Der Mann erreichte leicht sein Ziel, die Furcht vor Entdeckung warf ihm das Weib als leichten Preis in die Arme."

Ein lange Pause folgte, dann erhob sich Herr von Brommig und zu seiner immer noch in Regungslosigkeit verharrenden Gemahlin tretend, sagte er mit derselben Ruhe, die er bisher beobachtet hatte:

„Wenn dieser Roman ruchbar wird, giebt es für

Wien einen brillanten, wenn auch etwas schauerlichen Unterhaltungsstoff. Mich hält nichts ab, ihn zu veröffentlichen, als — Du erfüllst meinen Befehl — Hindernisse kenne ich nicht. Solltest Du so plausibel sein? . . . Gute Nacht oder auch guten Morgen! . . . ich werde gut schlafen; solche Erinnerungen sind zu erschöpfend für schwache Nerven."

Hinter sich die Thüre verriegelnd, verschwand er im Nebengemache. Mit einem halberstickten Aufschrei sank Ulrike in das Sopha. . . . .

. . . .

Ehe der Monat sein Ende erreichte, sah Herr von Brommig seinen Wunsch mit Erfolg gekrönt. Da die Kaiserin, wie sie wohl bemerkte, wenig Sympathien bei ihrem Staatskanzler hinsichtlich einer Anstellung des Herrn von Brommig im Staatsdienst fand, so sah sie sich genöthigt, wollte sie die erste Bitte ihrer Schützlingin erfüllen, auf eine andere Versorgung für deren Gatten zu denken, der in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren versprach. Vor der Hand blieb ihr kein Ausweg, als eine Stelle für ihn unter ihrer höheren Dienerschaft zu creiren und da man am allerwenigsten um einen passenden Titel verlegen war, so ward Herr von Brommig zum Geheimschreiber der Kaiserin ernannt, ein Posten, dessen Pflichten von keinem Belang waren, da derselbe eigentlich mehr im Namen bestand, als in dienstlichen Verrichtungen, indem die beiden Geheim-Secretaire der Kaiserin hinreichend die Stelle ausfüllten. Die Kaiserin übertrug,

durch das schmiegsame Wesen des Herrn von Brommig günstig für ihn gestimmt, das Wohlwollen, welches sie seiner Gemahlin geschenkt, auch auf ihn und diese ihm werdende Protection zog ihm, freilich nicht öffentlich, den Haß vieler Personen zu, welche sich durch diesen „Eingeschmuggelten“, wie sie den neuen Geheimschreiber nannten, beeinträchtigt glaubten. Zu diesen stillen Feinden gehörte, als Spitze und Haupt derselben, die Kammerfrau der Kaiserin, Frau Gutenberg, deren echt österreichisch Herz es nicht ertragen, daß sich ihre hohe Herrin für „Andere“ und namentlich für Preußen „verinteressirte“. Vergebens hatte sie versucht, der Kaiserin Gunst für Frau von Brommig zu schwächen, und hatte nichts mehr mit diesen Versuchen bewirkt, als daß Maria Theresia einmal entrüstet zu ihr sagte:

„Was Sie doch für 'ne gehässige Person ist, Gutenberg! Laß Sie mich in Ruh mit Ihren Trätschereien und wann's das nit kann, so werd i mir halt eine andere Kammerfrau wählen. Das ist ja nit mehr zum Aushalten mit Ihr!“

Mit tiefem, unterdrückten Groll schwieg die Gutenberg jetzt; aber stiller Haß ist schlimmer denn offenbarer, weil er ein verdecktes Feuer ist, dessen engzusammengehaltene Gluth unsichtbar weiter greift.

Die Eifersucht der Kaiserin auf jede Dame, welcher der Kaiser mit mehr Vertraulichkeit nahte, als sie für nöthig hielt, nahm, in Bezug auf die Baronin de la Pelletrie, im Laufe des Winters bedeutend zu und es erfolgte

zwischen ihr und ihrem hohen Gemahle eines Tags eine sehr ernste Scene. Der Kaiser, nicht ahnend, daß seine erhabene Gemahlin wieder an Eifersucht leide, äußerte eines Tages bei Tafel, die Baronin sei, hinsichtlich der hohen, geistigen Bildung, den meisten Damen am Hofe voraus. Diese Aeußerung, mit einiger Wärme ausgesprochen, und die wenige Tage darauf erfolgende Bemerkung, welche Maria Theresia bei einem sogenannten Kammerballe machte, indem sie ihren hohen Gemahl, der sie nicht in seiner Nähe glaubte, zur Baronin sagen hörte:

„Die Frauen herrschen entweder durch feine Geistesbildung, durch Güte des Herzens oder durch Schönheit. Sie, Frau Baronin, vereinen alle diese Vorzüge in sich und sind also im wahren Sinne des Wortes eine vollkommene Herrscherin," waren hinlänglich, ihre Eifersucht zu einem Ausbruche zu steigern.

Als ihr hoher Gemahl am folgenden Tage in ihr Zimmer trat, rief sie ihm entgegen:

„Hast vielleicht für mich auch so prächtige Phrasen in petto, als für die Baronin de la Pelletrie?"

Der Kaiser erschrak bei dieser Anrede; die tiefe Röthe in Maria Theresia's Antlitz, der Zornblitz ihrer Augen sagte ihm, daß abermals die Eifersucht seiner hohen Gemahlin eine böse Stunde verursache. Indeß täuschte sich die erhabene Frau in der sie beherrschenden Ueberzeugung, den Kaiser durch ihre Heftigkeit einschüchtern zu können. Der hohe Herr war durchaus nicht in der Stimmung, sich imponiren zu lassen; er wies sich tief verletzt und, was

die Kaiserin nie geahnt, überhäufte er sie mit Vorwürfen, welche nicht ganz ungegründet waren, da sie die ihn entwürdigende Ausschließung von jeder Regierungsthätigkeit betrafen. Es war das erste Mal, daß der Kaiser in solchem gereizten Tone sprach.

Bei Maria Theresia trat dieser Entrüstung ihres hohen Gemahls gegenüber die Würde ihrer Weiblichkeit in volle Geltung und diese Stunde war eine der wenigen schmerzlichen, welche das Friedensglück dieses hohen Ehepaares trübten.

„I will schweigen," sagte die Kaiserin, „aber ein großer Schmerz ist's halt für mich, meine Lieb verkannt zu sehen. Hätt das von Dir, Franzel, nit 'glaubt. Hast mir heut einen recht bittern Tropfen Wermuth in meinen Lebensbecher getröpfelt. I möcht nit leben, ohne Dich, das sagt mein Herz, aber Du verstehst das Herz nit; das ist halt ein großer Gram für mich. Verzeih Dir's Gott, daß Du mich so betrübst. I bin keine glückliche Kaiserin mehr, wie ich's bisher gewesen."

Und schwere Tropfen perlten über die Wangen der hohen Frau.

Dieses Zeichen des tiefsten Kummers erschütterte den Kaiser und als er später von ihr schied, hatte er ihr, um sie zu beruhigen, das Versprechen geleistet, von nun an die Baronin zu ignoriren. Noch nie hatte der Kaiser eine solche Heftigkeit gegen seine hohe Gemahlin blicken lassen, als in dieser Stunde, und Maria Theresia fällte, mit weiblichem Scharfblick, den Schluß, daß die Baronin einen

sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben müsse. Obwohl sie auf sein Wort den festesten Glauben zu setzen gewöhnt war, so überwog doch diesmal die Eifersucht das Vertrauen und sie beschloß, zu ihrer Sicherheit, wie sie sich vorredete, Personen zu beauftragen, ihres hohen Gemahls Thun und Wege insgeheim zu beaufsichtigen. So sehr verirrte sich ein hoher, weiblicher Charakter im blinden Drange einer traurigen Leidenschaft. Wenn Maria Theresia etwas besonders auffällig fand, so war es der Umstand, daß die Baronin de la Pelletrie von nun an nicht mehr bei den Hofbällen erschien, ein Zeichen, daß sie von dem Vorfalle zwischen dem Kaiser und seiner hohen Gemahlin irgendwie Kunde erhalten haben mußte. Wer anders konnte ihr diese gegeben haben, als der Kaiser selbst, da Niemand Zeuge dieser Scene gewesen war? Dieser Gedanke erfüllte die Kaiserin mit der tiefsten Indignation, sie fühlte sich außerordentlich verletzt durch das Bewußtsein, in den Augen einer Person, welche sie, nachdem sie so viel ihr hohes Sittlichkeitsgefühl Empörendes von derselben in Erfahrung gebracht hatte, verachtete, sich blosgestellt, verlacht zu wissen.

Frau von Brommig, welche in dieser die Kaiserin so sehr beschäftigenden Herzensangelegenheit deren Vertraute geworden, erzählte ihr eines Tages, daß die Baronin die frühere Bekanntschaft mit ihr erneuert, sie ganz unvermuthetbe sucht habe, und versprach der hohen Frau, getreulichen Bericht über alles Verfängliche, was ihr vielleicht bei dem wieder angeknüpften Umgange mit Frau de la Pelletrie

vorkommen könne. Der besondere Umstand, daß Kaunitz, welcher der Monarchin den Trost gegeben hatte, daß er Mittel und Wege finden werde, die ihr so viel Kummer verursachende Dame zu entfernen, sich nach einiger Zeit dahin äußerte, es sei bis jetzt unmöglich gewesen, irgend etwas zu entdecken, was den Verdacht, der Baron, ihr Gemahl, stehe mit Friedrich von Preußen in geheimen Beziehungen, auch nur entfernt als gegründet erscheinen lasse, und somit zugleich unmöglich mache, eine Veranlassung zur Entfernung des Barons, welche natürlich die seiner Gemahlin mit herbeiführen müsse, aufzufinden, veranlaßte die Kaiserin, das Anerbieten der Frau von Brommig anzunehmen, der, als geborenen Preußin, es vielleicht eh r gelingen durfte, die in dem Herzen der Baronin verborgenen Sympathien für Friedrich II. zum Ausdruck zu bringen. Auch Herr von Brommig ward in diesen Plan eingeweiht, und die ihm gehässigen Personen in der Umgebung der Kaiserin bemerkten bald, daß der „Eingeschmuggelte“ in der Gunst der Monarchin immer fester wurzele. Indeß konnte ihnen ebensowenig entgehen, daß auch Herr von Brommig von dem Gefühl geleitet werde, welcher Dorn er in ihren Augen sei. Einige Bemerkungen, welche er sich in dieser Beziehung hatte entschlüpfen lassen, deuteten darauf hin.

Dieser Feind schien ihnen bald unangreifbar; alle Pfeile gegen denselben prallten ab und sein geheimer Einfluß äußerte sich in mancherlei Gestaltungen.

Ein Umstand, der ihm eine besondere Stufe in der

Gunst der erhabenen Frau errang, stand mit der Mutterliebe derselben in innigster Verbindung. Maria Theresia's jüngste Tochter, Maria Antoinette, einige Monate über ein Jahr alt, war so heftig erkrankt, daß die Leibärzte an dem Aufkommen des Kindes verzweifelten. In einer jener Stunden, wo sich die Kaiserin dem ausschweifendsten Schmerze über den ihr drohenden Verlust der kleinen Prinzeß hingab, wagte es Herr von Brommig, ihr den Vorschlag zu machen, einen allerdings nur in niederen Kreisen praktizirenden Arzt, als letzte Hilfe, in Anspruch zu nehmen. Für ein Mutterherz ist in solchem Falle der geringste Hoffnungsfunke eine leuchtende Säule des Heils und der Geheimschreiber empfing den Auftrag, den Doctor insgeheim zur Kaiserin zu bringen, die ihn in nächtlicher Stunde an das Krankenlager ihres theuren Kindes führte.

Noch kurz vor seinem Erscheinen vor ihr, hatte die hohe Frau sich die heftigsten Vorwürfe gemacht, das Leben der kleinen Prinzeß einem Quacksalber zu vertrauen, somit eine schwere Sünde auf sich zu laden. Indeß, als der Arzt vor ihr stand, als sie in ihm einen Mann voll ungewöhnlichen Ernstes erblickte, dessen Worte ruhig, durchaus nicht jenen Stempel der Tröstungsversuche trugen oder jenes unterthänige, sich Geschmeicheltfühlen niederer Naturen, einem Höheren dienen zu sollen, kam Hoffnung in ihr Herz.

In der That machte des Arztes Aeußere einen Eindruck der Ehrfurcht. Ein schwarzer, seidener Talar, nach Art der Orientalen, verhüllte seine kräftige Körperformen

der düstere Ernst seines scharf markirten, dunklen Antlitzes, des Zeichens seiner südländischen Abkunft, und der lange Bart, der ihm fast bis zur Brust herabfiel und bereits den silbergrauen Schimmer hoher Jahre trug, flößten Vertrauen zu seinen Erfahrungen im Gebiete seiner göttlichen Wissenschaft ein.

Doctor Caretto antwortete der Monarchin, die ihre Aerzte nur in Hofkleidern zu sehen gewöhnt war und daher glaubte, diesem Fremden gegenüber, dessen äußere Erscheinung so auffallend abwich von der Norm der herrschenden Sitte, die Wichtigkeit seines Vorhabens, ein krankes, kaiserliches Kind ärztlich zu behandeln, vorzüglich hervorheben zu müssen:

„Vor dem Auge des Arztes gäbe es keinen Rangunterschied; es würde dem ewigen Gesetze Gottes zuwider sein, der in den, durch die Naturkraft hervorgebrachten Mitteln nur immer eins für jedes betreffende Uebel dem der Heilwissenschaft Kundigen gegeben, keineswegs aber verschiedene, um dieselbe Krankheit bei Hohen oder Geringen, also nach der Rangkluft, zu heben. Der kranke Mensch bleibe sich auf dem Thron, wie in der Hütte, gleich — er sei krank, der Flitter des Standes oft das Hinderniß zu seiner Genesung. Die letztere abhängig von einer glücklichen Erkenntniß der Krankheit durch den Arzt und von einer nicht allzutief eingewurzelten Verdorbenheit der Säfte."

Und Caretto war glücklich in der Erkenntniß der Krankheit der kaiserlichen Prinzeß, welche in wenig Tagen

sich im Fortschritt einer schnell herausstellenden Genesung befand.

Vergebens suchte die Kaiserin ihn an den Hof zu ziehen; er schlug dies Anerbieten aus, um, wie er sagte: die hohe Wissenschaft, der er diene, nicht in die Fesseln der Unterthänigkeit zu schlagen.

Daß Herr von Brommig durch dieses, der Kaiserin Mutterherz so tief berührende Ereigniß sich deren besondere Gunst erwarb, war nur folgerecht und für seine „stillen Feinde“ ein Vorwurf zu vermehrtem Hasse gegen ihn.

Unterdeß hatte sich zwischen der Baronin de la Pelletrie und Frau von Brommig ein Verhältniß gestaltet, welches, wenigstens von Seiten der Ersteren, das Gepräge herzlicher Freundschaft trug. Die Baronin hatte kein Gedächtniß für die einer Unart täuschend-ähnlichen Verleugnung Ulrikens, als sie vor Jahren in Berlin von derselben Abschied nehmen wollte. Sie kannte ihr seltsames Wesen; der launische Charakter derselben war ihr nicht fremd, wohl aber die wahre Ursache, warum deren Gemahl Preußen verlassen habe.

Fürs Erste war der Grund der Entfernung des Herrn von Brommig aus seiner Stellung, und somit auch aus Preußen, in Rücksichtnahme auf die Ehre der Familie Hertzberg, so ziemlich, um uns eines gangbaren Ausdrucks zu bedienen, „vertuscht“ worden; selbst der König hatte nur so viel davon erfahren, daß das Zurücktreten Herrn von Brommigs aus seiner Stellung ihm mehr als eine freiwillige Resignation um nicht erwiesenen Verdachtes willen

erscheinen mußte. In der That war auch der Beweis über eine geheime Verbindung des Herrn von Brommig mit dem sächsischen Ministerregenten nicht so umfassend, daß der erstere nicht Hoffnung gehabt hätte, ihn umstoßen zu können durch hartnäckiges Läugnen und er würde sich auch jedenfalls dazu entschlossen haben, wenn er nicht zufällig den Canal entdeckt hätte, aus welchem der ihn bedrohende Verrath floß. Derselbe war aus Mittheilungen des preußischen Gesandten in Dresden hervorgegangen und Herr von Brommig fand, da es nur zu leicht möglich war, daß den auf diesem Wege, wo er es gar nicht erwartet hatte, gemachten Mittheilungen und Andeutungen beweisende Enthüllungen leicht folgen konnten, es seiner Sicherheit für angemessen, sich von dem Schauplatz seines Wirkens zurückzuziehen und Preußen zu verlassen.

Wie wir schon erwähnt, war sein verwandtschaftliches Verhältniß mit der hochgeachteten Familie Hertzberg der beste Schutz für ihn, sich mit guter Manier der ihn so schwer compromittirenden Lage zu entreißen. Für's Zweite überging die Familie Hertzberg in ihren Briefen an den Baron de la Pelletrie und dessen Gemahlin Alles, auf diesen unangenehmen und ihre Ehre schmerzlich berührenden Vorfall Bezügliche und meldete ihnen nur kurz, daß Herr von Brommig, eines Conflictes wegen, seine amtliche Stellung und zugleich Preußen verlassen habe.

Der Baron sprach allerdings seine Verwunderung aus, ihn hier am kaiserlichen Hofe angestellt zu finden, verrieth aber dabei, daß er von der Ursache, die Herrn von Brommig

veranlaßt habe, Preußen zu meiden, nichts wisse, was dieser geschickt benutzte, um ihn zu überreden, daß er dort nur der Cabale gewichen sei, welche sogar seine Ehre angegriffen und ihn einer geheimen, verrätherischen Verbindung mit dem sächsischen Premierminister beschuldigt habe. Es sei allerdings wahr, daß er mit Brühl einige Briefe gewechselt, indeß sei in demselben keine Rede gewesen von irgend einem politischen Gegenstande, sondern lediglich nur von dem Wunsche, sein wegen seiner Flucht aus Sachsen — der Baron werde sich wohl erinnern, daß er, um die Freiheit zu gewinnen, sich damals zur Unterschrift eines seine Ehre brandmarkenden Protokolls habe bestimmen lassen — confiscirtes Vermögen vielleicht auf gütlichem Wege wieder zu erlangen. Möglich könne es wohl sein, daß Leute, die um diesen Briefwechsel, aber nicht um dessen Inhalt gewußt hätten, in unbewachter Stunde davon gesprochen und dies dem Baron Malzahn, dem preußischen Gesandten, zu Ohren gekommen sei.

„Sagen Sie selbst, Herr Baron, würden Sie in einer Stellung aushalten können, wo Sie von dem Gespenste des Verdachtes sich umgeben sehen?“ fragte Herr von Brommig.

„Nein, bei Gott nicht!“ war die Antwort.

„Ihre Antwort ist die Rechtfertigung des von mir gethanen Schrittes, Preußen zu verlassen. Was hatte ich zu erwarten? Sollte ich mich der thörichten Hoffnung hingeben, mich reinigen zu können? Glauben Sie, daß selbst eine mich betreffende Rechtfertigung von Brühls

Seite, wenn ich, was noch stark zu bezweifeln sein dürfte, eine solche wirklich erhielt, mich von dem Verdachte befreit hätte? Nein, man würde im Gegentheil ein Einverständniß darin entdeckt haben. So war meine Stellung untergraben und der einzig mir bleibende Ausweg, mich zurückzuziehen. Meine finanziellen Verhältnisse waren nicht so glänzend, um unabhängig leben zu können und so nahm ich diese Stellung hier am Hofe an; aber glauben Sie mir, Baron, ich fühle jetzt schon den Boden unter mir wanken. Der Ausländer erscheint diesen Leuten als ein Eindringling, den man unter jeder Bedingung loszuwerden suchen muß."

Herr von Brommig sprach diesen letzten Satz seiner Rede in vollkommenster Aufrichtigkeit. Er war nicht blind genug, um sich durch die ihm zu Theil gewordene Gunst der Kaiserin von allen Intriguen ihrer Umgebung geschützt zu wähnen. Die Bemerkung war ihm nicht entgangen, mit welchen scheelen Blicken man ihn ansah und er hatte so unter der Hand die Erfahrung gemacht, daß er Feinde habe, die wohl im gegenwärtigen Moment ohnmächtig, jedoch über kurz oder lang durch irgend eine unbedeutende Gelegenheit schnell von ihrem jetzt unterdrückten Einflusse zu seinem Nachtheile Gebrauch machen würden. Diese Furcht war sein Gespenst, das ihn nicht verließ. Indeß hatte seine Stellung in pecuniairer Hinsicht ihn in den Stand gesetzt, seiner Leidenschaft zum Spiele zu fröhnen und der geheime, wüste Lebenswandel, den er führte, entschädigte ihn für das traurige Leben in seiner Häuslichkeit.

Seit jener nächtlichen Stunde, deren Ereigniß wir zu Anfang dieses Abschnittes schilderten, war eine Kluft zwischen Ulrike und ihren Gemahl gefallen, die, der Letztere fühlte das, durch nichts mehr ausgefüllt werden konnte. Er empfand vor Ulriken ein Grauen, das er nicht bemächtigen konnte und, um vor einer That, die er ihr zutraute, sich zu sichern, verriegelte und verschloß er stets das Gemach, in dem er schlief. Zwischen diesem Ehepaare gab es kein Verbindungsmittel mehr, nur vor der Welt hielt noch der dünne Faden des Scheines ihre Verbindung zusammen. Unglück und Fluch lasteten auf Ulriken. Ihre geistige Kraft schien gebrochen, ihr Aeußeres drückte das tiefe, innere Leiden aus, das sie langsam zu verzehren drohte. Dies leidende Wesen gab ihr indeß den Anhauch einer Anmuth, die sie nie besessen, und um welcher willen Helene de la Pelletrie mit Herzlichkeit sich an sie anschloß.

Ihr sanftes Herz, dem Mitgefühl so zugänglich, war vom tiefsten Schmerz erfüllt, Ulriken so niedergedrückt und unglücklich zu sehen. Sie glaubte dies Unglück allein in deren Ehe mit Herrn von Brommig zu finden, weil sie nicht ahnte, daß es noch eine Last gäbe, die so schwer auf dies ehemals so stolze Wesen niederdrückte, die Last der Erinnerung an begangene Verbrechen. Wie hätte auch eine so reine Seele, wie Helene, eine solche Ahnung fassen können?!

Sie hatte sich vorgenommen, Ulriken auf ein ihr vom Himmel geschenktes Glück, für das, wie sie mit großem Leidwesen bemerkt hatte, diese unempfindlich war, aufmerk=

sam zu machen — auf das Kind nämlich, ein kleines, allerliebstes Mädchen von fast zwei Jahren, welches sich vor der kalten, nie irgend eine Theilnahme zeigenden Mutter fürchtete und mit dem vollen Ausdruck kindlicher Zärtlichkeit in Helenens Arme lief, sobald diese kam. Für ein so innigfühlendes Herz, als das Helenens, konnte es kein höheres Glück geben, als das Liebesband zwischen Mutter und Kind, und eben deshalb zog sie mit tiefer Rührung das kleine, liebenswürdige und doch so kalt zurückgestoßene Wesen an sich und liebkos'te es.

„Ach, Ulrike, wie bist Du so glücklich und verstehst es doch nicht!“ sagte sie. „Welche Freude würde es für Hyppolit und mich sein, ein so liebes Kind das unsere nennen zu können! Das wäre der Schlußstein zur Vollkommenheit unseres Glückes.“

„Also ist Euer Glück kein vollkommenes? Ihr fühlt doch einen Mangel noch?“ fragte Ulrike.

„Dir vertraue ich es, daß dieser Mangel zuweilen die Ursache bittern Schmerzes für mich gewesen ist,“ sprach Helene. „Hyppolit ist zu edel, er liebt mich zu sehr, um mich empfinden zu lassen, wie sehr ihn diese Entbehrung betrübt; aber ich fühle es doch. Oft habe ich ihn belauscht, daß er kleinen, armen Kindern mit Wohlgefallen bei ihren Spielen zusieht, ja, ich habe schon einzelne Tropfen in seinen Augen bei dem Anblick von hübschen Kindern bemerkt. Ach, Ulrike, wenn mich der Himmel noch mit dem Glücke, Mutter zu werden, begünstigte! Hyppolit

und meine Wünsche wären erfüllt, die Erde für uns ein Paradies, unser Leben ein Strom von Vergnügen."

„Wollt Ihr denn alles Glück an Euch reißen?" rief Ulrike heftig.

Helene erschrak vor der Rauhheit des Tones, vor der Härte dieser Worte; sie schwieg. Ulrike verhüllte ihr Gesicht, sie fühlte, daß sie ihrem Haß gegen die Glückliche einen Ausbruch vergönnt hatte, der Helenen von ihr zurückschrecken mußte. Und in demselben Augenblicke trat ihr Unglück, der Fluch, der so furchtbar auf ihr ruhte, vor ihre Seele, allen Stolz, allen Zorn ihres Herzens plötzlich brechend — ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Das erschütterte Helenen im tiefsten Herzen; sie warf sich an der Seite des Sopha's nieder, in welches Ulrike willenlos gesunken war, ergriff ihre Hände und rief:

„Ach, meine arme, unglückliche Freundin! wie kann ich Dir nur helfen! Wenn ich es vermöchte — ich wollte kein Opfer scheuen, um Dich zur Heiterkeit zurückzuführen, Dich glücklich zu sehen. Ich wollte Dein Engel sein, der sich Dir an's Herz legt und Ruhe und Frieden Dir einhaucht, daß Du bald gesunden mögest!"

Ulrike zuckte zusammen. In diesem Moment schien alles Böse in ihr zu schweigen, machtlos geworden zu sein. Solch eine Ansprache drang mit voller Gewalt, die Nacht der Leidenschaft verscheuchend, in ihr Herz und von einem unwillkürlichen Drange hingerissen, schlang sie die Arme um Helenens Hals, laut schluchzend.

„Sage mir all' Dein Unglück, meine liebe, theure Ulrike. Meine Brust soll ein Grab sein, das Alles verschließt.“

„Nein, nein, ich kann nicht! laß mich!“ rief Jene, „den Fluch muß ich allein tragen — ich allein!“

Und die Erinnerung ihrer schweren Schuld an Helenen verdrängte augenblicklich die frühere, milde Empfindung, die für einen Moment sie unwillkürlich überwältigt hatte — der Haß, diese glühende, durch die ihr plötzlich gewordene Betäubung gleichsam wild empörte Leidenschaft, griff mit der Schnelligkeit eines Blitzes Raum in ihrem Herzen und aufspringend, schoß ein starrer Blick aus ihren noch thränenfeuchten Augen nieder auf die zum Tod über die schnelle Veränderung in Ulrikens Wesen erschrockene Helene, die noch vor ihr am Boden kniete, dann eilte sie fort in's Nebenzimmer, dessen Thüre hinter sich krachend in's Schloß werfend.

„Wie unglücklich ist sie!“ sprach die Baronin tief erschüttert zu sich. „Wer kann ihr Helfer, ihr Tröster sein?!“

Ehe wir weiter in der Schilderung der die uns bekannten Personen am Wiener Hofe betreffenden Ereignisse fortfahren, ist es nöthig, einen Blick auf die Zeitbegebenheiten zu richten, die, da der Winter (1756) ernste Zusammenstöße verhindert hatte, von den Diplomaten der

verschiedenen Verbündeten einstweilen, und zwar die Vernichtung des preußischen Friedrichs erzielend, formirt wurden. Am französischen Hofe warf sich die Dauphine zu den Füßen Ludwigs XV., um für ihr Vaterland Sachsen um Hilfe zu flehen und Kaunitzens Geschicklichkeit brachte es, mit Hilfe der Maitresse Pompadour, bald dahin, daß Frankreich, außer der schon versprochenen Hilfe, sich noch zu neuen Verpflichtungen verstand. Dieser neue Vertrag, dessen Dasein später sowohl von Frankreich, als von Oesterreich geleugnet wurde, war im Ganzen nichts, als ein Seitenstück zu der bekannten Voreiligkeit des Bärenjägers, der das Fell eher verhandelte, als er den Bären erlegt hatte, und unglücklicherweise des letzteren nicht habhaft wurde. Rußland stellte seine hunderttausend Mann und somit stand mit dem herannahenden Frühling 1757 eine furchtbare Masse von Feinden gegen Friedrich, dessen Verderben solchergestalt fast unausweichbar erfolgen mußte. Der Reichstag, der zu Regensburg im Jänner desselben Jahres abgehalten worden war, drückte sich indeß selbst sein Gepräge durch einen einzigen Druckfehler in der Kundmachung seines Beschlusses auf, in welcher es hieß: man wolle eine elende, statt eilende Reichsexecutionsarmee gegen Preußen stellen. Alles war nun auf den ersten Schlag neugierig, welcher auf das Haupt des Preußenkönigs fallen sollte, von welchem Letzteren man sich überzeugt glaubte, daß er sich nur in der Vertheidigung, keineswegs als angreifender Theil zu halten gesonnen sei. Diese Meinung, die das Haupt der verbündeten Mächte,

Oesterreich, vorzüglich hegte, wiegte den Wiener Hof in ein süßes Sicherheitsgefühl. Maria Theresia erfreute sich der Hoffnung, ihren Erbfeind, den Preußenkönig, mit Gottes und der lieben Heiligen Hilfe, jedenfalls noch im Lauf dieses Jahres vernichtet und sein Land zerstückelt zu sehen.

Der April hatte mit reizend=lauen Südlüften und reicher Vegetation sich zum wahrhaften Vorläufer des Blüthenmondes gemacht, der Wiener Hof besuchte die Lustschlösser, seine gediegene, altmodische Pracht überall entfaltend. Trotzdem arbeitete die Kaiserin täglich mit ihrem Staatskanzler, denn jeder Tag wollte neue Beschlüsse und Bestimmungen und der Courierwechsel zwischen der Armee und dem Hofe war ein außerordentlich lebhafter.

In den Verhältnissen der uns bekannten Personen hatte sich nichts geändert, als daß der Baron de la Pelletrie, im Auftrage des Gesandtschaftschefs, nach Paris abgereis't war. Hyppolit ahnte nicht, daß er das Opfer einer Niederträchtigkeit sei und einem Lamme glich, das, unbewußt seines Schicksals, seinem Schlächter in die Hände läuft. Seine Gemahlin war zurückgeblieben, da die Hin= und Herreise im Frühlinge für ein so zartes Wesen sicher mit großen Beschwerlichkeiten verbunden gewesen wäre.

Die Kaiserin war nicht ganz mit diesem Resultat zufrieden; sie würde es lieber gesehen haben, wenn die Baronin sich ihrem Gemahle angeschlossen hätte. Sie

sprach dies gegen Kaunitz aus, der sie mit den Worten beruhigte:

„Nur ein wenig Geduld, Ihro Majestät, was nicht ist, wird bestimmt. Es stand weder in des Herrn Gesandten, noch in meiner Macht, den Baron zu einer Mitnahme seiner Gemahlin zu veranlassen. Uns lag nur die Einleitung zu dem kleinen Epigramm im Leben des Herrn de la Pelletrie ob, in Paris wird man den Schluß dazu formiren.“

Maria Theresia gehörte nicht zu jenen Charakteren, die sich so leicht einer Beruhigung hingeben können, sobald sie noch einen Gegenstand, der ihre Besorgniß erregt, in ihrer Nähe wissen.

Wir finden die Kaiserin in dem von ihr geschaffenen Lustschlosse Schönbrunn. Des Maimonats Erstlingstage gossen die reiche Fülle des Blüthensegens über die neuerstandenen Lustgärten und ein wolkenloser, blauer Himmel spannte sich über die in voller Jugendschönheit prangende Gegend aus.

Maria Theresia promenirte, ihre jüngste Prinzeß, Marie Antoinette, das ihr durch die Kunst des Arztes Caretto gerettete Kind, an der Hand führend, an den reichen Blumenbeeten hin, sich des Jubels des kleinen Töchterchens erfreuend, welchen dies bei dem Anblick der wunderbaren Blumenpracht immer und immer erschallen ließ. In diesem Augenblicke hatte die hohe Frau allen Nimbus der Kaiserwürde abgelegt und gab sich den süßen Muttergefühlen hin, die einen Theil ihres Daseins ausmachten

und noch am späten Abende ihres von Schicksal reichbewegten Lebens, gleich einer freundlich liebkosenden Sonne, ihre Strahlen über ihre letzten Tage ausbreiteten.

„Schau, schau, Du wild Schneckerl, möchst halt Alles begehren, was da glänzt und flimmert, schimpfirst mir ja meine Blümle, wann d' Alles brichst und rupfst,“ sagte die Kaiserin lachend und fuhr dann, vor der kleinen Prinzeß niederkauernd und ihr die durch die Lebhaftigkeit der kindlichen Geberden verschobene Spitzenkrause zurechtrückend, ermahnend fort:

„Die Blümle hat Gott geschaffen und sind seine lieben Kindlein, denen man kein Leid anthun darf, weil er sie halt so schön ausstaffirt hat mit prächtigen Farben und herrlichem Duft. Das seind Alles kleine Kaiserlein und Königlein in ihrem Reich und sein. so zufrieden untereinander, daß sich halt nie zanken und streiten. Und wirst doch nit harb sein wollen gegen so liebe Gotteskindlein? bist ja auch eins — mein Blümle, mein herzig Madel, mein Perl!“ Und mit aller Inbrunst schloß die hohe Frau das Töchterlein in ihre Arme und küßte es auf die wieder in voller Gesundheit blühenden Wangen und sagte dann scherzend: „Wirst vielleicht auch einmal eine Königin, Du mein kleines Goldtrutscherl, und denk doch, wann Dich halt dann Jemand bräch und zerknickte, wie Du's mit den schönen Blümle thust!“

Die Kaiserin ahnte nicht, daß der Geist der Prophetie in diesem Momente, wo sie sich selig im Genuß der heiligen Mutterliebe fühlte, aus ihrer Ermahnung an

ihr liebes Kind gesprochen hatte, dem dereinst eine Zukunft voll Glanz und Blut bevorstand.

Plötzliche, lebhafte Bewegungen der kleinen Prinzeß, die über die Schulter der liebenden Mutter hinwegsah und die unartikulirten Laute von Freude aus dem nur erst wenige Worte hervorzubringen vermögenden Munde des Kindes deuteten der hohen Frau an, daß ein andrer Gegenstand sich der so deutlich an den Tag gelegten Zeichen von Lust und Jubel erfreue. Sie wendete sich um und bemerkte eins ihrer Hoffräulein, Fräulein von Löwenwalde, das sich gerade in einen andern Gang des Gartens zurückziehen wollte.

„Bleib Sie immer da, Pollonia!“ rief ihr die Kaiserin in gütigem Tone zu; „komm Sie nur her. Sie hat hier eine Freundin, die halt in Sie verschamerirt ist.“

Fräulein von Löwenwalde nahte sich; die Kaiserin bemerkte, daß sie geweint haben müsse.

„Was ist das? I glaub gar, Sie hat einen Kummer, Pollonia; da schau i ja noch Thränen in Ihren Augen.“

Fräulein von Löwenwalde gestand, daß sie allerdings einen recht großen Kummer habe, denn es sei vor ein paar Stunden ein Brief ihres Vaters, des Generals und Festungscommandanten vom Spielberg, an sie gekommen, daß die junge Frau ihres Bruders, der jetzt bei der Armee stehe, todtkrank niederliege, ohne daß die Aerzte eine Aussicht auf Rettung gäben. Der General habe diese Schwiegertochter so lieb, wie ein eigenes Kind, und um ihm, dem

guten, alten Manne eine Freude zu machen, habe sie seiner Bitte genügt und sei mit in die Festung während der Abwesenheit ihres Mannes gezogen. „Ach,“ endete Fräulein von Löwenberg, „wenn sie stirbt, grämt sich der Vater zu Tode. Ich soll ihm einen Wiener Arzt schicken, einen, der in großem Rufe steht, ob vielleicht noch eine Hilfe möglich sei. Das ist seine letzte Hoffnung.“

„Der arme General!“ stimmte die Kaiserin bei, „war meines höchstseligen Herrn Vaters Liebling. I kann mich halt noch ganz genau darauf erinnern, wie er — i war damals so 'n kleinwinziges Duckwatscherl — hinter den Coulissen stand, als i auf Befehl des Herrn Vaters auf'm Burgtheater eine Arie singen mußt'. I hatt' eine Angst in mir, daß mir 's pure Wasser aus den Augen lief und i am ganzen Leib zitterte. Theresel,“ sagte der General zu mir, „schau, wann's Deine Sachen gut machst, hat des Herrn Vaters Majestät eine Freud' wie 'n Haus. Hab' nur'n rechtes Herz und 's wird schon gehen. 'S ist halt auch 'gangen und der Herr Vatter ist schier außer sich gewesen vor Freud und hat mich fast erdruckt vor Zärtlichkeit.“

Die Kaiserin hatte bei dieser Erinnerung an ihre Knidheit ganz auf den Kummer des Fräuleins von Löwenwalde vergessen und als sie jetzt wieder sich daran erinnerte, sagte sie tröstend:

„Sei Sie nit harb d'rum, Pollonia. I nehm Ihr den Auftrag von Ihrem Herrn Vatter ab und werd selber einen Arzt hinschicken. Wann 's Der nit trifft, trifft's

Keiner. Ruf Sie mir schnell den Kämmerier her — so was muß halt rasch gehen."

„Ach, wie gnädig ist unsere Kaiserliche Majestät! Das muß ihr Gott und die lieben Heiligen tausendfach vergelten!" rief Fräulein Appollonia von Löwenwalde von der Huld ihrer Herrin tief ergriffen.

„Lauf Sie doch, lauf Sie — da ist keine Zeit zu verlieren," drängte die Kaiserin und als sie sich allein sah, umarmte sie ihre kleine Prinzeß mit mütterlicher Inbrunst, die sie ja auch schon als eine sichere Beute des Todes verloren gegeben hatte und ihr doch durch Caretto's Kunst erhalten worden war. Diesen zur schnellsten Reise nach dem Spielberg zu bestimmen, lautete ihr Befehl an den Kämmerier, und Fräulein von Löwenwalde erhielt ungefordert Urlaub, den Arzt zu begleiten, um der hohen Frau treulichen Bericht abstatten zu können bei ihrer Rückkehr.

Ganz von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Caretto der einzige Helfer sein werde in dieser Noth, fühlte Maria Theresia zugleich das Glück, welches das Bewußtsein einer Handlung des Wohlwollens gegen Andere in edlen Seelen hervorruft.

Diese Stimmung von Zufriedenheit wurde indeß durch eine ganz unerwartetete Nachricht getrübt. Mit raschen Schritten sah sie ihren Gemahl, ein Blatt Papier in der Hand und in Begleitung mehrer Cavaliere, auf sich zukommen. Die finstere Miene, Zeichen von großem

Verdruß, wie sie der Kaiser selten wies, kündete der hohen Frau nichts Gutes an.

„Jesus Maria Joseph! was habt's denn?" rief ihnen die Kaiserin entgegen, „ist ein Unglück geschehen?"

„Ein Unglück? ja, im vollem Sinne des Wortes," antwortete der Kaiser. „Wir sind bei Prag geschlagen worden. Hier ein paar Zeilen meines Bruders, datirt vom Schlachtfelde, als Alles schon verloren war. Der Satan muß diesen Preußenkönig beschützen."

Die Kaiserin las die kurzgefaßte Nachricht der am 6. Mai (1757) für die österreichischen Waffen so verderbensvollen Schlacht, die mörderischste des achtzehnten Jahrhunderts*).

„Heilige Muttergottes! muß uns das Unglück grad' treffen!" rief die hohe Frau, ihre Augen mit dem Tuche bedeckend. „Ach, wir sein halt zu übermüthig in unsrer Kraft, darum schlägt uns Gott so hart. Eine so schöne Armee geschlagen, auf die wir all unser Vertrauen stellten."

Die Stimmung des kaiserlichen Paares war eine tiefniedergedrückte, welche durchaus nicht von der in dem traurigen Bericht des Prinzen Karl von Lothringen enthaltenen Bemerkung, daß der Feind durch den bei der

*) Die Schlacht bei Prag kostete den Oesterreichern 24,000 Mann, wovon 5000 gefangen wurden, außerdem verloren sie 11 Standarten und 60 Kanonen. Der Verlust der Preußen betrug 18,000 Mann. An diesem Tage fiel der Stamm der preußischen Infanterie.

Schlacht erfolgten Tod des Feldmarschalls Schwerin, der besten Stütze des Preußenkönigs, einen unersetzlichen Verlust erlitten, erhoben werden konnte.

Man ging langsam nach dem vor dem Schloßportal befindlichen Spiegel des Gartens zurück. Die sonst so lebhafte Unterhaltung stockte nicht nur, sondern mangelte ganz; die Gemüther waren zu schmerzlich berührt worden, um so leicht einen Trost im Austausch ihrer gegenseitigen trüben Gefühle finden zu können. Indem man sich nach dem Portal hinwendete, um in's Schloß zurückzukehren, wurde aus der Halle desselben die Stimme des Erzherzogs Joseph, des ältesten kaiserlichen Sohnes, laut.

„Hab'n 's keine Angst, kommen 's nur mit mir! 's ist keine Menschenseele auf der Welt, die meine gnädigste Frau Mutter besser kennt, als i!“ hörte man den jungen Erzherzog sprechen und erkannte einige Augenblicke später in der Dame, welche er an der Hand in seiner lebhaften, ungestümen Weise rasch mit sich fortzog, die Baronin de la Pelletrie.

Die Kaiserin fühlte sich so widrig von diesem Anblick überrascht, daß sie ganz bleich wurde und ihr der Ausdruck der Worte mangelte.

„Da sein's! Da sein's! der Herr Vatter und die Frau Mutter!“ rief der junge Erzherzog, den Kaiser und die Kaiserin erblickend, „das kömmt uns halt grad zu paß'.“

„Was soll das, Seph?“ fragte der Kaiser.

„Eine Teufelei hab'n 's gegen die arme Dam' hier angestellt und i weiß, daß meines Herrn Vatters und

meiner gnädigen Frau Mutter Majestät nix Schlechtes leiden, deshalb hab i mich halt aufgeworfen, die arme Dame zu Ihnen zu führen."

Die Baronin schien für den ersten Augenblick so sehr bestürzt, daß sie sich nicht fassen konnte, dann aber sank sie vor der Kaiserin nieder und rief mit dem weichsten, schmerzlichsten Tone ihrer Brust:

„O, Kaiserliche Majestät, hören Sie die Stimme einer vom schwersten Leid zu Boden gedrückten Frau, die zu Ihnen, der edelsten Ihres Geschlechtes, um Hilfe ruft."

„I weiß nit, was Sie wollen," entgegnete die Kaiserin in größter Unruhe, „das ist keine schickliche Zeit und auch nicht der rechte Ort zu einer Audienz."

Dem Tone, in dem diese Entgegnung folgte, mangelte zu fühlbar das Wohlwollen, daß man sonst bei der Kaiserin, Unglücklichen und Hilfsbedürftigen gegenüber, nicht vermißte, als daß die Baronin irgend eine Hoffnung auf den Schutz und die Unterstützung der hohen Frau hätte fassen können. Diese Ueberzeugung wirkte so niederschlagend auf sie, daß sie das blasse, vergrämte Antlitz sinken ließ und halblaut vor sich hinsprach:

„Und ich hatte meine einzige Hoffnung auf das Herz der Kaiserin gesetzt!"

„Stehen Sie auf, Frau Baronin! Ueberlassen Sie sich nicht dem Irrthume, als habe meine erhabene Gemahlin kein Gefühl für einen so großen Schmerz, wie der sein muß, welcher sie hierhergeführt," redete der Kaiser mild. „Allerdings ist hier weder Ort noch Zeit gut ge-

wählt, letztere besonders nicht, da wir eben durch eine sehr betrübende Nachricht auf's Unangenehmste berührt worden sind; aber das ist nicht Ihre Schuld und Niemand soll sagen können, wir wären im eigenen Unglücke hart gegen Unglückliche gewesen. Sprechen Sie!"

Helene de la Pelletrie richtete einen dankbaren Blick gegen den Kaiser empor und erhob sich.

Die Kaiserin fühlte ein Beben ihren Körper durchschleichen. Dieser Blick des schönen, leidenden Weibes auf ihren Gemahl brannte in ihrem Herzen; eine Empfindung, wie vielleicht Erstickende wenig Augenblicke vor ihrem Lebensende haben mögen, beklemmte krampfhaft ihre Brust und mit Mühe stieß sie die Worte heraus:

„Reden Sie!"

Die Baronin erzählte: vor wenig Stunden habe sie aus Paris von dem Marquis von Valori, dem ehemaligen Gesandten Frankreichs in Berlin, ein Schreiben erhalten, worin ihr die Anzeige gemacht werde, daß Hyppolit, ihr Gemahl, gleich nach seinem Eintreffen in Paris in Haft genommen und in die Bastille gebracht worden sei. Vergebens habe er, der Marquis, sich für ihn verwendet, um seine Freilassung zu erzielen; indeß diese Versuche wären fruchtlos geblieben. Erst auf ungewöhnlichem Wege habe er in Erfahrung gebracht, daß Hyppolits Verhaftung eine am Wiener Hofe angesponnene Intrigue zu Grunde liegen und man durch diese Handlung gegen den Baron, der eines geheim gepflogenen Einverständnisses

mit Friedrich von Preußen beschuldigt werde, ohne jedoch einer Untersuchung unterworfen worden zu sein, sich dem Wiener Hofe habe gefällig zeigen wollen. Abbé Bernis und Madame Pompadour hätten zu wenig Gewissen, um nicht Gefälligkeiten solcher Art auf Kosten Anderer zu erweisen.

„An wen konnte ich mich anders wenden, als an Ihro Majestät!“ endete Helene ihre Erzählung, und fuhr mit vor Schmerz zitternder Stimme fort: „Nur ein Weib kann des Weibes Leid und Weh ganz verstehen. Ihro Majestät sind die Gemahlin eines edlen, hohen Mannes, den Sie mit allen Kräften des Herzens lieben; o, ermessen Sie meinen Schmerz, meinen Gatten in den Mauern der fürchterlichen Bastille zu wissen. In Ihro Majestät Macht steht es, der Verläumdung an Ihrem Hofe den Natterkopf zu zertreten — die Urheber des Bubenstückes an einem Unschuldigen aufzufinden und sie zu entlarven. Erbarmen sich Ihro Majestät meines Flehens; die unglückliche Gattin ruft die glückliche um Mitleid, um Hilfe an!“

Das Antlitz der Kaiserin glühte von einem ungewöhnlichen Roth; sie befand sich in namenloser Verwirrung, daß ihr hoher Gemahl, der solch eine Bewegung als eine Seltsamkeit betrachten mußte, die er noch nie, wenigstens in solcher Situation nicht, an ihr bemerkt hatte, einen festen, forschenden Blick auf sie richtete. Dieser Blick, der die Kaiserin tief in’s Herz traf, gab ihr indeß

schnell die nöthige Fassung, um sich nicht selbst zu verrathen.

„I weiß nit, was i bei der Sach' thun könnte," sagte sie. „Ich führ' kein Buch über Intriguen, von denen da die Red' ist, wie i hör! Wenn die Frau Baronin solch eine Spur auffindet, dann werd i ihr halt beistehen, vornämlich, wann 's eine rechte und gerechte Sachen ist."

Ein abermaliger Blick des Kaisers, der indeß weniger Erstaunen, als Zorn ausdrückte, schien Maria Theresia so sehr einzuschüchtern, daß sie mit etwas milderen Tone zu Frau de la Pelletrie sagte:

„Die Gerechtigkeit ist eine große Tugend und i möcht sie nit um Alles in der Welt verletzen."

„Fassen Sie Muth, Frau Baronin. Ich verspreche Ihnen meinen Schutz in dieser Sie so schwer betrübenden Angelegenheit. Aller Schurken Todfeind, will ich Ihrer Sache mich annehmen, als wäre es meine eigene. Setzen Sie die Verstimmung, in der sich meiner erhabenen Gemahlin Majestät befindet, nicht auf Rechnung eines harten Herzens, sondern auf den peinlichen Eindruck einer unangenehmen, uns betrübenden Nachricht. Leben Sie einstweilen wohl und hoffen Sie!"

Nach diesen, von einer freundlichen Verneigung begleiteten Worten des Kaisers bot dieser seiner hohen Gemahlin den Arm und führte sie schnell in das Schloß.

„Schaun's, Frau Baronin, der Herr Vatter ist 'n Mannel, das Ihnen schon helfen wird," sagte Erzherzog

Joseph mit wahrhafter Gutmüthigkeit. „Die Frau Mutter ist manchmal halt'n Bisserl kurios; aber ein Herz hat's doch so gut und so liebreich, wie man grad' nur eins finden kann. Wann i dereinst mal Kaiser sein werde, soll Keins von mir weggehen, der da sagen möcht': Das ist halt auch ein Seph, den der Herrgott im Schlaf zum Kaiser gemacht hat — nein! will das ganz sein, was i sein soll."

Der junge Erzherzog, der in so jungen Jahren schon den Geist entfaltete, der später der Schrecken der Finsterlinge und Ungerechten ward, geleitete die Baronin höflich bis an ihren im Vorhof des Schlosses harrenden Wagen. Denselben Abend, an dem die kaiserliche Familie sich wieder in ihrer Hofburg zu Wien befand, gewann, außer den zur Berathung herbeigerufenen Ministern, Niemand Zutritt zur Kaiserin; sie blieb zurückgezogen in ihren Appartements, und man betrachtete dies Zeichen großer Betrübniß als natürliche Folge des bei Prag dem österreichischen Heere beigebrachten Schlages. Die nächste Umgebung der hohen Frau wußte jedoch, ohne den Grund indeß zu kennen, daß zwischen dem kaiserlichen Ehepaare ein harter Auftritt bei wohlverschlossenen Zimmern sich ereignet hatte. Man hatte den Kaiser, der fast eine Stunde lang, ehe man Schönbrunn verließ, bei seiner hohen Gemahlin sich befunden, erhitzt und mit zornrothem Antlitz aus ihren Zimmern kommen sehen, vorher sogar einen lauten, heftigen Wortwechsel durch die verschlossenen Thüren vernommen. Ein Handbillet der Kaiserin an Kaunitz, welches

die Gutenberg gleich nach der Rückkehr in die Hofburg zur Bestellung empfing, veranlaßte den Staatskanzler, noch vor der anberaumten Berathungszeit zu ihr zu kommen. Er fand sie in großer Aufregung und erfuhr, daß der Kaiser geschworen habe, die gegen den Baron ausgeführte Intrigue auf's Strengste zu untersuchen. Nicht undeutlich habe er ihr merken lassen, daß er sie, die Monarchin selber, im Verdacht habe, bei dieser Angelegenheit betheiligt zu sein.

„Und wann er erfährt, daß i halt nit ganz unwissend dabei bin, ist mein Glück, mein Frieden gestört auf immer!“ rief die Kaiserin. „O, dies Weib ist mir zu einem Alp geworden, der nit losläßt von mir.“

Kaunitz sagte mit großer Ruhe:

„Die Bastille hat dicke Mauern, sie schließt des Gefangenen Klagen vor den Ohren der Welt; die Mauern eines Klosters sind nicht weniger tauglich zu demselben Zwecke. Mit Ihro Majestät Erlaubniß werde ich diese Sache arrangiren.“

Die Monarchin konnte einen Schauer nicht unterdrücken; ihr wohlwollendes Herz empfand ein Grauen, feindselig gegen ein Wesen handeln zu müssen, welches mit dem vollsten Ausdrucke des Unglückes ihre Hilfe angefleht hatte. Maria Theresia befand sich mit ihrem eigenen Ich in einem harten Zwiespalt. Ihre Neigung zur Güte, die natürliche Milde ihres Gemüthes, die echt weibliche Empfindung ihres Herzens, verklärt durch Edelmuth und der sanften Regung des Mitgefühls, stritt gegen die

Leidenschaftlichkeit, gegen die sie vollkommen beherrschende Macht der Eifersucht ihres Herzens. Und dieser traurigen Leidenschaft, welche ihr edles Wesen trübte und den Anhauch des Frosthauches über die reiche Blüthe ihrer sittlichreinen Weiblichkeit breitete, stand als Stütze der Abscheu vor jeder Unmoralität, die Entrüstung über die Verletzung weiblicher Würde, und die Strenge bei, mit der sie, die keusche Frau, Vergehungen solcher Art zu richten gewohnt war. Was Frau von Brommig und der sächsische Gesandte, Graf von Flemming, ihr über der Baronin de la Pelletrie früheren Lebenswandel mitgetheilt hatten, diente der Eifersucht, welche sie gegen die Letztere empfand oder vielmehr zu empfinden die vollkommenste Ursache zu haben vermeinte, zur Folie oder zum Grundstein. Sie verabscheute ein Weib, das, ihrem Wahne nach, sich darin gefiel, unlautere Neigungen zu erwecken, vielleicht von sinnlicher Lust oder von einer schaamlosen Ehrsucht getrieben, sich zur verlockenden Sirene zu machen; ihren Grundsätzen nach war ein solcher Abscheu nur zu sehr gerechtfertigt. Gleichwohl war die Erscheinung der ihre Hilfe Anflehenden nicht ohne den Eindruck eines gewissen Mitleids geblieben, das sie unwillkürlich überrascht hatte und sich nicht gänzlich unterdrücken ließ, obwohl sie dies wünschte, aber nur ihr vergeblich Bemühen bei diesem Versuche erkannte. Die Baronin war keine frische Jugendblüthe mehr, der sanfte Rosenschimmer einer erst zum Leben aufglühenden Schönheit wies sich nicht mehr auf ihren Wangen: aber jene Schönheit, die mächtig durch den Reiz der Rührung wirkt,

war ihr unveräußerliches, oder, um uns umfassender auszudrücken, unverwelkliches Eigenthum geblieben. Diese marmorblassen Wangen trugen den feinen, geistigen Ausdruck einer nngekünstelten Sentimentalität, die so rührend zum Herzen spricht und vorzüglich auf Männerherzen wirkt. In der ganzen Erscheinung der Baronin herrschte dieser Ausdruck vor, sie glich einem Bilde, dem der Maler den Hauch der Weichheit, der Milde verliehen und so gleichsam den geistigen Grundton dem Aeußeren einverleibt und, im schönsten Einklang, Geistiges und Körperliches verwoben hat. So heftig auch der Auftritt zwischen der Kaiserin und deren hohen Gemahl gewesen und ihr durch die Theilnahme desselben an dem Unglück der Baronin fast die Ueberzeugung aufgedrängt hatte, daß eine Zuneigung zu der blassen Hilfeflehenden bei ihm vorwalte, so war doch der Eindruck, den die Letztere selbst auf sie bewirkt hatte, so nachhaltig, daß der Gedanke, diese vermeinte Feindin ihres ehelichen Friedens feindselig behandeln, sie unschädlich ihrer Ruhe machen zu müssen, einen wahrhaft schmerzlichen Eindruck auf sie machte. Die kalte, staatsmännische Reflexion ihres Ministers, der auch auf diese rein persönliche Angelegenheit den eisernen Grundsatz der Politik: um Großes zu erwerben, das Kleine zu opfern, bezog, ergriff sie wie ein Fieberschauer, da er ihr in seinem Grundton so wohlwollendes, menschenfreundliches Herz berührte. Maria Theresia war weit entfernt, zu glauben, daß dem Baron de la Pelletrie ein Unrecht geschehen, daß Niederträchtigkeit die Ursache seiner Haft in der Bastille,

diesem fürchterlichen Grabe der Freiheit, sein könne; sie hatte für Verräther einen zu unbesiegbaren Widerwillen, um irgend ein Mitleid mit denselben zu fühlen. Durch Herrn von Brommig waren die Beweise gestellt worden, daß der Baron in Correspondenz mit den Friedrich von Preußen vertrauten Männern stehe; ja, Herr von Brommig legte sogar schriftliche Belege dieser Correspondenz vor, aus der sich leicht der Schluß ziehen ließ, daß dieser Briefwechsel mehr als freundschaftliche Ergüsse enthalte, sich also über Dinge verbreite, die hinsichtlich des politischen Standes der Zeitverhältnisse den Charakter geheimer, verrätherischer Mittheilungen trugen. Der Gesandtschaftschef, seinem Attaché abgeneigt, ließ diese, ihm von Kaunitz gemachte Anzeige nicht ungenützt vorübergehen. Eines Nachts ward durch einen Nachschlüssel Hyppolits Pult in der Gesandtschaftskanzlei eröffnet und es fanden sich mehrere Briefe jener erwähnten Männer vor, die mit den von Herrn von Brommig vorgelegten Beweisen hinsichtlich der Handschrift und des Styls vollkommen übereinstimmten. Wie Alles in der Welt mehrfacher Deutung unterworfen werden kann, so war es auch mit dieser Correspondenz der Fall, und man zog daraus den Schluß, daß Hyppolit Mittheilungen über den Wiener Hof und vorzüglich über die Kaiserin und den Staatskanzler gemacht haben müsse. Was war leichter, als einen Mann zu entfernen, gegen den man so gerechtes Mißtrauen hegte. Unter dem Vorwand, ihn zum Ueberbringer wichtiger, vom Wiener Hofe an das französische Cabinet zu sendender Dokumente

zu machen, ward Hyppolit vom Gesandtschaftschef nach Paris beordert und daselbst, nach Ueberreichung der verschlossenen Papiere, in die Bastille gebracht. Daß der Baron seine Gemahlin nicht mitnehmen werde, lag außer der Berechnung seiner Gegner. Wenn Maria Theresia mithin eine Mitwissende dieses Hyppolit de la Pelletrie betreffenden Schicksals war, so war sie es indeß in der festen Ueberzeugung, daß er ein Verräther, also ein gefährlicher Mensch sei, keineswegs aber, um nur ihrer Eifersucht gegen dessen Gemahlin Luft zu machen. Nichtsdestoweniger fürchtete sie von Seiten ihres hohen Gemahls eine Entdeckung ihrer Theilnahme an dieser geheimen Politik und fühlte nur zu gut, daß, so lange die Baronin frei sei, der Kaiser darin eine Anregung finden werde, sich für sie zu interessiren. Dies zu verhindern, die Baronin seiner Theilnahme durch Entziehung ihrer persönlichen Freiheit zu entfremden und somit den ehelichen Frieden zu gewinnen, blieb des Staatskanzlers Vorschlag der einzige zu ergreifende Ausweg, den die Kaiserin nothgedrungen stillschweigend sanctionirte.

Helene de la Pelletrie ahnte nicht, daß der ihr stilles Glück mit einemmale vernichtende Schlag von so hoher Hand geführt worden sei. Der Brief, den ihr Marquis de Valori geschickt hatte und welcher von einer Intrigue gegen Hyppolit, ihren unglücklichen Gemahl, sprach, dessen Haftnahme eine Gefälligkeit des Abbé Bernis und der Pompadour gegen den Wiener Hof nannte, war von ihr unzähligemal in der Hoffnung durchlesen worden, einen

Punkt aufzufinden, der ihr in diesem, ihren theuren Hyppolit betroffenen traurigen Verhängniß einen Lichtstrahl gewähre. Indeß, Alles war vergeblich. Obwohl sie alle Personen durchging, mit denen ihr Gemahl Umgang gehabt hatte, fand sie doch keine heraus, der sie auch nur den Schein des Hasses oder der Rache, denn nur eine solche konnte dies Verderben Hyppolits herbeigeführt haben, zuzutrauen vermochte. Hyppolit hatte keine Feinde, sie wenigstens wußte von keinem.

Was seine Correspondenz mit den gelehrten Freunden des preußischen Königs betraf, so war es, ihrer Ansicht nach, unmöglich, ein verrätherisches Einverständniß daraus ableiten zu wollen. In dem ersten Sturme des Schreckens, des Entsetzens eilte Helene zum Gesandtschaftschef; sie wollte von ihm Hilfe und Trost. Mußte er nicht um das Schicksal Hyppolits wissen? war der Letztere nicht von ihm nach Paris geschickt worden?

Der Gesandte betheuerte, er wisse von nichts und glaube die Nachricht auch noch nicht, bis sie ihm amtlich bestätigt worden sei. Einige Tage später ließ er der Baronin das Eintreffen dieser Bestätigung melden, und der einzige Rath, den er ihr ertheilen könne, bestehe in einer Reise nach Paris, um selbst für seine Freilassung daselbst zu wirken. Was an ihm sei, wolle er beitragen, um diesen Zweck zu unterstützen. Die Theilnahme, die der Gesandtschaftschef ihr bei ihrem großen Unglück an den Tag legte, verbannte jeden Argwohn bei der Baronin, daß

er einer der Urheber des Hyppolit betroffenen Verhängnisses sei.

Ihren Entschluß, die Reise nach Paris zu unternehmen, änderte indeß ein zweites Schreiben des Marquis von Valori, welcher ihr den Rath gab, diese traurige Angelegenheit lieber in der Kaiserin Hände zu legen. Sie werde durch Hilfe dieser hohen Frau weit sicherer für die Befreiung ihres Gemahls wirken können, als wenn sie selbst in Paris die Mittel und Wege dazu aufsuchen wolle. Helene hatte der Kaiserin strenge Gerechtigkeitsliebe von Allen rühmen hören, und wenn auch in ihrem Herzen ein gewissermaaßen ängstliches Gefühl auftauchte, — denn der Kaiser hatte, um die Baronin jeder durch die Eifersucht seiner hohen Gemahlin möglicherweise geschehenden Unannehmlichkeit zu entziehen, ihr in einem Billet die Mittheilung von dieser, die Kaiserin beherrschenden Stimmung gemacht und die Bitte daran geknüpft, für eine Zeit wenigstens, unter leicht zu findenden Vorwänden den Hof zu meiden, — so überwog doch die Angst in ihrem Herzen jede Empfindung von Furcht und Bangigkeit und sie eilte, wie wir bereits erzählt haben, nach Schönbrunn.

Daß die unvorbereitete Audienz, welche der Baronin keine sonderliche Hoffnung auf Hilfe von Seiten der Kaiserin gewähren konnte, ihr wenigstens den Beistand des Kaisers versicherte, war ein Trost für die Aermste, an den sie sich festklammerte mit all' der bangen, ängstlichen Erwartung auf Rettung, wie ein so innig-liebendes Herz in so trauriger Lage nur empfinden kann. Mit dem Ver-

luste Hyppolits stand sie allein, verlassen in der Welt; er, ihr Gemahl, war ihr Schützer, ihr einziger, wahrer Freund gewesen. Wenn sie in den Tagen des Glückes, und diese waren die ihrer Ehe, auf ihre Vergangenheit zurückschaute, so geschah dies mit der Ruhe, welche edle Charaktere jederzeit durch die Errungenschaft herber und schmerzlicher Erfahrungen gewinnen. Sie hatte sich keinen Vorwurf irgend einer Verirrung zu machen, ihr Gewissen war rein und unbefleckt, und nur mit stiller Wehmuth dachte sie des Tages, an welchem sie ihr Bild und die welke Veilchenblume von dem Churprinz Christian zurückgesendet erhalten. Beide Gegenstände hatte sie, nebst dem Portrait Christians, als Trümmer ihrer Vergangenheit, aufbewahrt. Es war nicht mehr das schmerzliche Gefühl, welches sie bei deren Anschauen empfand, wie damals, wo die volle Gewalt des ersten Eindrucks sie so tief erschütterte und fast dem Tode in die Arme warf; nein, es war die ruhige, geläuterte Empfindung eines großen Herzens, das sich verkannt gesehen und dem Beleidiger verziehen hat. Jetzt, wo der Kummer seine Herrschaft über sie ausübte, wo sie sich wieder, wie damals, allein und verlassen sah, drängte sich die Vergangenheit unwillkürlich ihrem traurigen Nachsinnen auf.

„Ach,“ sagte sie zu sich, „mein Lebenstag bringt mir mehr Wolken als Sonne, mehr Leid als Freude, mehr Täuschung als Glück. Ein Stiefkind des Geschickes, hat es mich immerdar verfolgt.“ — Und wie sie den Blick auf des Churprinzen Bildniß warf, da entfiel ihr eine

Thräne; sie war dem ersten Schmerze geweiht, welcher ihr von ihm gekommen und wie ein böser, verderbender Mehlthau die Blüthen ihres jungen, glänzenden Daseins verwelkt hatte. Christians sanften, freundlichen Züge schienen sie anzulächeln, und ganz von dieser Täuschung befangen, rief sie:

„Und das konntest Du an mir thun! Du, mit dem Herzen, in dem ein Liebesquell für mich sprudelte!“

Und wie sie weiter auf das Nebelbild ihrer Vergangenheit blickte, da fühlte sie immer mehr und mehr, wie einsam und verlassen sie jetzt war. Die Lieben, deren sie so wenige zählte, waren in alle Welt zerstreut. Der Tod hatte die würdige Frau von Hertzberg aus dieser Zeitlichkeit abgerufen und mit ihr war ihr eine wahrhaft mütterliche Freundin verloren. Clementine war nun verheirathet, aber am fernsten Ende Preußens. Die unruhigen Zeiten und der damit eng zusammenhängende, unsichere Postenlauf verhinderten jeden Briefwechsel mit ihr. Nur Ulrike von Brommig war allein in ihrer Nähe; aber der Umgang mit ihr war nicht sänftigend, nicht herzerfreuend. In den letztern Wochen war ein so trüber Flor über Ulrikens ohnehin seltsames, auffällig-verstörtes Wesen gefallen, daß Helene zuweilen, ihr gegenüber, eine Anwandlung von Furcht empfand.

Um zu irgend Jemand Vertrauen zu hegen, der hier mit dem Hofe in Verbindung stand, hatte die Baronin zu viel bittere Erfahrungen gemacht und wußte daher den Werth der Höflinge zu schätzen. Und wie bald bestätigte

sich ihr Zweifel an die Aufrichtigkeit dieser Leute! Jetzt, wo sich die Nachricht, daß Hyppolit, ihr Gemahl, in Paris als Verräther in Haft genommen worden, verbreitete, schien die Gattin des Gefangenen von Niemand mehr gekannt zu sein. Man fürchtete vielleicht, sie werde Einem oder dem Andern zur Last fallen. Von Helenen hatte Niemand eine Zudringlichkeit zu erleiden; ihr feines und richtiges Gefühl hielt sie von jeder Annäherung an diese Personen ab, sie beschäftigte sich nur mit ihrem Kummer, dessen tiefes Duster der ihr vom Kaiser versprochene Beistand, einem Lichtstrahle gleich, erhellte. Zurückgezogen von jedem Umgange, lebte sie einsam, mit jedem neuen Tage hoffend und mit jedem hereinbrechenden Abende schmerzlich getäuscht in ihrer Hoffnung, eine günstige Antwort von dem Kaiser zu erhalten. Sie war lange nicht bei Frau von Brommig gewesen, seit jenem Tage nicht, wo ihr durch den Marquis de Valori die sie so betrübende Nachricht von dem Schicksale ihres Gemahls geworden war. Gepeinigt durch das vergebliche Hoffen auf eine kaiserliche Antwort, erinnerte sich Helene, daß Herr von Brommig vielleicht im Stande sein könne, in dieser Beziehung ihr einigen Trost zu gewähren, da er in der Umgebung der Kaiserin sei und wohl von Diesem oder Jenem etwas erfahren könne.

Nicht etwa, daß Helene ein besonderes Vertrauen zu Herrn von Brommig gehabt hätte; dies war keineswegs der Fall. Das feine Gefühl Helenens fand sich eher abgestoßen, als angezogen, diesem Manne gegenüber; aber

es war eine Neigung der Pietät gegen ihren verstorbenen Vater, Herrn von Brommig, den er als einen ehrlichen Mann ihr empfohlen, als einen solchen auch zu betrachten, obwohl so Manches hervorzusuchen gewesen wäre, was den Spiegel dieser Ehrlichkeit wohl hätte trüben können; denn öfters sagte sich die Baronin, daß der Wechsel der Gesinnungen, den Herr von Brommig doch in seiner jetzigen Stellung gegen seinen früheren Standpunkt in Preußen zeigen und bethätigen mußte, keineswegs eine vortheilhafte Empfehlung hinsichtlich des Vertrauens zu ihm sei. Indeß sie wußte nichts Ehrverletzendes von ihm und so rechnete sie darauf, daß er, wenn es in seiner Macht stehe, ihr, als einer Freundin der Familie, welcher seine Gemahlin angehörte, jedenfalls gefällig sein werde.

Es war gegen Abend, als die Baronin die Brommig'sche Wohnung betrat; die tieferen Schatten sanken schon nieder, in den Straßen ward es schon ziemlich düster. Sie glaubte Herrn von Brommig um diese Zeit am sichersten zu Hause zu finden.

Der Diener sagte ihr, der Herr sei noch nicht zu Hause, die gnädige Frau aber befinde sich drin beim Kinde. Helene fielen diese Endworte des Lakaien nicht auf; sie trat in das nächste Zimmer, es war matt durch eine Hängelampe erleuchtet. Sie durchschritt es, die tiefe Stille in der ganzen Wohnung überraschte sie mit einem unheimlichen Gefühle. Als sie das anstoßende Gemach öffnete, bebte sie auf der Schwelle vor dem sich ihr bietenden Anblick zurück. Von vier hohen Kerzen beleuchtet, in deren

Mitte sich ein schwarzes Crucifix erhob, stand, der Thür gegenüber, der mit frischen Maiblumen ausgeschmückte Sarg, in dem Ulrikens einziges Kind, das kleine, liebe Mädchen, still und regungslos, mit wachsbleichem Gesichtchen auf schneeweißem Bettchen lag. Frau von Brommig saß daneben, die Rechte gestützt auf den Sargrand neben des Kindes Haupt. Ihr Gesicht, obwohl jetzt im Schatten, da sie nicht nur mit dem Rücken gegen die auf einem Tische hinter dem Sarge stehenden Kerzen saß, sondern auch die Stirn in die hohle Hand des aufgestützten Armes gelegt hatte, war immerhin genug erhellt, um es Helenen als außerordentlich entstellt erkennen zu lassen, und das gelbliche Haar fiel, aufgelös't in wirren Strahlen, an beiden Seiten ihrer Büste herab. Die Baronin war so erschrocken von der unerwarteten Ueberraschung dieses Anblicks, daß sie auf der Schwelle längere Zeit stehen blieb, unfähig, den Fuß weiter zu setzen. Das ihr vor Augen stehende Bild, eine traurige Wirklichkeit, hatte sie tief ergriffen und zugleich einen Schauer des Unheimlichen in ihre Seele gesenkt; erst als sie mühsam sich Fassung errungen, trat sie näher. Wie still ruhte das kleine, liebliche Wesen, das sich in seinem kurzen Leben keiner Mutterzärtlichkeit hatte erfreuen können, jetzt neben der Mutter. Es lag in diesem durch Ulrikens düsteres Hinbrüten bezeichnende Stellung herbeigeführten Gedanken eine milde Versöhnung, ein Etwas, das Helenens weiches Herz ungemein wohlthuend und doch zugleich schmerzlich berührte. Erst im Tode Versöhnung, Ausgleichung, Verständniß und Er-

kenntniß! also der Tod erst bot eine Lichtseite für das junge, gebrochene Wesen, welches im Schatten der Lieblosigkeit verwelkt war.

Ulrike wies sich so fest in ihr finsteres Nachdenken versunken, daß sie das Geräusch von Helenens Schritten nicht hörte. Jetzt trat die Letztere ihr näher, sie ergriff ihre lässig auf dem Schooße liegende Hand.

Nun schaute Jene auf — aber welcher Blick! er schien dem starr gewordenen Auge einer Leiche anzugehören, ein dumpfes, seelenlosen Anstieren, nichts anderes. Und die Gesichtszüge verfallen, tief eingefurcht, ohne Regung. Helene fühlte sich so schmerzlich von diesem Anblicke berührt, daß sie, in Thränen ausbrechend, die Hand Ulrikens an ihr Herz emporzog, unfähig, dem sie bewältigenden Eindrucke Worte zu leihen. So stand sie lange vor ihr, weinend, tief erschüttert; Ulrike dagegen ruhig, sitzend, gleichgültig, dem Anscheine nach gefühllos. Die Erstere ahnte nicht, daß in Ulrikens Seele jetzt eine Krisis den Ausbruch einer von den Schatten des Unheils tiefnächtlich verhüllten Geisteskrankheit vorbereitete, daß diese scheinbare Erstarrung nur jene tiefe Stille sei, welche solch einem Losreißen von allen Banden der Gewohnheit, die den denkenden Geist, in dem ruhigen, sicheren Gleise zur Erkenntniß führt und seine Thätigkeit, seine Kräfte der Wirklichkeit zuwendet, bei so leidenschaftlichen Gemüthern vorherzugehen pflegt.

Ulrike hatte ihr hübsches, kleines Mädchen nicht geliebt, sie wußte nichts von der Seligkeit des Mutterher-

zens, der Fluch des bösen Gewissens hatte zwischen ihr und der reinen, schuldlosen Kindesseele eine Scheidewand geworfen, die ihr das Erkennen, welch ein Glück ihr in dem Geschenke des Kindes vom Himmel geworden war, unmöglich machte. Darum liebte sie es nicht, konnte es nicht lieben; die Kluft zwischen ihrem friedenlosen Gemüthe, zwischen der nächtlich-leidenschaftlichen Stimmung des fest gewurzelten Hasses, des Bewußtseins großer, schwerer Schuld und dem heiteren, jedem wohlthuenden Eindruck des Schönen sich offen hingebenden Kindesgemüthe war zu tief, als daß eine Annäherung zwischen Mutter und Kind hätte stattfinden können.

Aber plötzlich füllte sich diese Kluft, als das kleine, liebliche Mädchen starb. Was das Leben nicht hatte vereinen können, vermochte der Tod, welcher so unvermuthet dies junge Leben verlöscht hatte. Nun liebte sie das Kind und diese Liebe wuchs, wie Alles in ihrem Herzen, zur Leidenschaft. Jetzt fühlte sie den Verlust in all der Größe, als hätte sie es mit dem vollsten Gefühle immer geliebt; die Scheidewand war vernichtet, sie gab sich dem Wahne hin, das Kind sei ihr Schutzengel gewesen, der jetzt von ihr geflohen. Dieser Gedanke hing so eng und natürlich mit ihrer Verzweiflung zusammen, die sie zum Uebertritt zur katholischen Kirche gedrängt hatte, daß er nur ein Erzeugniß dieser Religionsveränderung war. Die protestantische Kirche hatte für sie keins der zahllosen Hilfsmittel, deren sich ihre Mutter, die Römerin, rühmen darf. Ein so zerrissenes Gemüth, als das Ulrikens, bedurfte eines

Opiates, um gesänftigt zu werden. Ablaß und Heilige, der wiedererrungene Himmel und die Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen, erschienen einem so friedelosen Herzen als eine Hilfe, die es erringen mußte zum ewigen Heile. So gewann Ulrike diese Täuschung lieb und warf sich mit derselben Leidenschaftichkeit dem Wahne in die Arme, welche der Maßstab aller ihrer Empfindungen war, ohne daß diese offen an das Licht getreten wären. Freilich stieg zuweilen die Vernunft in ihr auf, die ihre Entsündigung durch diese künstlich-religiösen Mittel als trügerisch verwarf; der Hauch des Protestantismus, kälter als der Odem der römischen Mutter, wehte zuweilen über die Ernte ihres Wahnes hin, dessen phantastische Blüthe knickend und Glaube und Unglaube, Hoffnung und Enttäuschung kämpften in ihr — sie war das Opfer einer stillen Verzweiflung, die nirgends einen Haltpunkt findet, alle Sterne zur Rettung erloschen sieht. Darum glaubte sie beim Anblick des todten Kindes, ihr Schutzengel sei entflohen, dieser Gedanke verschloß ihr nun alles Heil, und ihr schon kranker Geist, versank nun vollständig in Nacht.

„Dein kleiner Engel schläft," sagte Helene leise.

Das weckte Ulriken aus der Betäubung, weil es mit dem Tone in ihrem Inneren stimmte.

„Schläft . . . . er schläft . . . . nein, er ist fort . . . . weit von mir," redete sie halblaut. „Ich kannte ihn nicht . . . jetzt weiß ich Alles . . . . Alles! . . . o, der Tag kann nicht bei der Nacht bleiben . . . deshalb ist sie finster . . .

in mir ist's auch Nacht . . . drum konnte ich nicht . . . drum ging er zu den Schutzengeln zurück."

„Ulrike," sprach Helene mit tiefem Mitleid, da sie die Verwirrung der Gedanken bei der Aermsten bemerkte, „komm, setze Dich hier weg, ich bitte Dich. Es ist nicht gut, sich so sehr dem Grame hinzugeben."

„Nein, ich muß hier bleiben . . . wenn er vielleicht zurückkehrte? . . . wäre das unmöglich? . . . sollte ich so ganz verworfen werden von Gott, daß er mir keinen Engel mehr lassen will?"

Helene fühlte aus diesen Worten den vollkommenen Zustand des Unglücks Ulrikens. „Ach, meine arme Freundin," rief sie, „wie mögen Dir nur solche Gedanken einfallen, daß Du verworfen seist von Gott? Glaube doch das nicht, das ist ja Lästerung, die Du aussprichst. Gott verwirft Niemand, selbst den schwersten Sünder nicht, wenn er nur bereut; und wie möchtest Du denn von so schwerer Sünde beladen sein, die keine Hoffnung auf Vergebung fassen lassen?"

Ulrike schaute sie starr und unverwandt an, so daß Helene in Zweifel gerieth, ob die Aermste sie kenne. Sie streichelte ihr die Wangen und fragte liebreich: „Erkennst Du mich denn nicht, meine gute Ulrike?" Ein ganz eigenthümliches Lächeln glitt über das blasse Antlitz der Gefragten.

„O, ja . . . o, ja . . . Deine Haare triefen ja vom Wasser . . . Dich kenne ich wohl," sagte Ulrike und sich der Erinnerung, die jetzt mit Gewalt sich ihrer kranken

Einbildung bemächtigte und diese vollkommen beherrschte, ganz hingebend, fuhr sie fort: „Du hast einen guten, treuen Schutzengel . . . im Remussee hättest Du sterben müssen . . . er ist sehr tief . . . aber der behütete Dich. Ich konnte dies nicht wissen, als ich Dich hineinstieß.“

„Herrgott!“ schrie die Baronin entsetzt auf, „Du mich? . . . Du hättest mich . . . umbringen wollen?“

Ulrike schien von dem Aufschrei Helenens gar nicht berührt zu werden, sie lebte ganz in ihrer Erinnerung, die mit betäubender Macht ihrem Munde das Geheimniß entriß. Ihr Aeußeres, obwohl der stiere Blick unheimlich auf Helenen gerichtet blieb, wies sich ganz theilnahmlos an der heftigen Bewegung ihres Selenlebens. Wer hätte in der Ruhe dieses Weibes, in den, wenn auch etwas abgerissenen, aber doch folgerecht zusammenhängenden Redesätzen die Sprache des Wahnsinnes erblicken können, der meuchlings an sein Opfer heranschleicht und dasselbe fest und auf immer dienstbar umklammert? Sie glich einer Erzählenden, die sich mit einiger Mühe auf Vergangenes besinnt.

„Ja . . . ja . . . ich zitterte sehr bei dem Gedanken, Du solltetest Dir den Tod angeln . . . wenn Du aber ertrunken wärst . . . war Hyppolit mein . . . es wäre gelungen; doch . . . Clementine hatte es gesehen, wie ich Dich über Bord stieß . . . das war verdorben . . . Clementine hat scharfe Augen . . . Augen, die mich vernichteten.“

Eine Pause folgte, dann schien ihre Gestalt Zuckungen zu unterliegen, die starren, bisher regungslosen Gesichtszüge bewegten sich. „Du todt im Remussee . . . wie Du

auftauchtest . . . und untersankst . . . ich sah das . . . der See schlug über Dich zusammen . . . Du verschwandest . . . hinunter in die Tiefe . . . auf den Grund . . . da kam aber Dein Schutzengel . . . er hob Dich herauf . . . ich hatte umsonst Dich hineingestoßen."

Helene war so tief von dem vor ihr enthüllten Geheimniß erschüttert, daß sie, wie betäubt, an dem Sarge des Kindes lehnte.

Ulrike ließ jetzt den stieren Blick in dem Gemache umherschweifen; er ruhte längerer Zeit auf der kleinen Leiche, dann erhob er sich zu den Kerzen hinauf und schien im Anblick der kleinen Flämmchen sich zu entzünden. Töne entquollen aus ihrem Munde, wie tiefes Aufseufzen und unterdrücktes Lachen.

„Auch dem Feuer wollte ich Dich opfern," hob sie an, und fast mit jedem Worte steigerte sich der Groll des Wahnsinnes . . . „dem Feuer! . . . Alles hatte ich verloren . . . Du glücklich . . . und ich . . . ich! . . . Ha, diese Hochzeitsnacht! . . . diese Hochzeitsnacht! . . . ihr durftet nicht glücklich sein . . . nein . . . nein! . . . ich zündete an . . . es brennt . . . die Flammen greifen um sich . . . hei! wie's lodert! . . . wie's knistert! . . . Hochzeitsfeuer! . . . Feuer! . . . horch, sie stürmen . . . fort! fort! rettet! . . . nein, nein, laßt sie verbrennen! . . . verbrennen! Feuer! . . . Feuer! . . . rettet Euer Leben . . . Eure Habe! . . . fort . . . das . . ."

Die Baronin hörte nichts weiter von dem völligen Ausbruch des Wahnsinnes, der Ulriken mit all' seiner Ge-

walt erfaßt hatte, ohnmächtig war sie auf den Boden gesunken. . . . .
. . . .

Als sie wieder zur Besinnung kam, erfuhr sie, daß Frau von Brommig und das todte Kind nirgends zu finden wären. Der Diener hatte sie durch das Vorzimmer stürzen sehen, war aber so sehr von der unerwarteten Erscheinung seiner Herrin, die das Kind auf dem Arme trug, erschrocken, daß er nicht auf der Stelle vermochte, ihr nachzueilen. Diese Zögerung war die Ursache, daß man, trotz allen Suchens, keine Spur von ihr mehr auffand.

Dies Erlebniß hatte auf die Baronin einen so starken Eindruck gemacht, daß sie mehrere Wochen krank niederlag. Welche Entdeckung! Und doch fiel auch in diese Nacht des Verbrechens, deren Schleier jetzt vor Helenen so unerwartet aufgerollt worden war, ein Lichtblick. Nun erst war ihr die räthselhafte Angst Clementinens, wenn Ulrike sich ihr (Helenen) nahte, gelös't. Welches Bild des Hasses und der Liebe! Welche wunderbare Fügung des Geschickes! und Helene fühlte tief, wie eine unsichtbare Hand schirmend ihre Wege behütet habe.

Die Wogen des Krieges stürmten auf und nieder, wie die eines vom Orkan aufgewühlten Meeres, Tausende verschlingend in ihrer rasenden Brandung und ihren verderbenden Schwall über die deutschen Länder hinstürzend

die die kämpfenden Dynastien zum Schauplatz des wildesten Kampfes gemacht hatten.

Die Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) entriß dem preußischen Friedrich den Siegeslorbeer, und zugleich die Frucht der mörderischen Prager Schlacht, und sein Heer wandte dem fetten Böhmerlande den Rücken. Die Schaale des Glückes war hoch emporgeschnellt für die Preußen, Jubel und Sieg belastete die seiner Feinde. Die Franzosen vollendeten zu gleicher Zeit fast die Eroberung von Hannover und Hessen, drangen ins Halberstädtische ein, und drängten den besiegten Cumberland in die Herzogthümer Bremen und Verden zurück. Dieser zweite, den preußischen Friedrich treffende Schlag brachte ihn in die traurigste Lage. Die Oesterreicher standen in Schlesien, einer ihrer Generale, Haddik, war sogar bis nach Berlin gedrungen und hatte diese Hauptstadt gebrandschatzt. Schweden und Russen, die Letzteren unter Apraxin und Fermor, drangen verheerend in Preußen ein und alles Ungemach stürmte auf Friedrich los — das Glück schien seine Fahnen zu fliehen. Während in Wien über die von allen Orten und Enden einlaufenden Siegesnachrichten jeder neuer Tag ein Tag des Jubels war, bemächtigte sich Friedrichs ein Geist finsterer Schwermuth, doch nur für kurze Tage. Die alte, geistige Kraft kehrte wieder, und ehe noch das Jahr zu Ende ging, errang er bei Roßbach (5. November 1757) einen entscheidenden Sieg über das von Soubise befehligte französische Heer. Dieser Sieg führte den Prußenkönig wieder England als Bundesgenossen

zu, und mit dem Bewußtsein, einen Theil seiner Feinde niedergeworfen zu haben, eilte er nach Schlesien, dessen Hauptstadt, Breslau, in österreichischer Gewalt war, desgleichen die Festung Schweidnitz. Die Schlacht bei Leuthen oder Lissa (5. December 1757) lieferte Breslau in Friedrichs Hand, und Schlesien war, mit Ausnahme von Schweidnitz, wieder in seinem Besitze, er durch diesen Sieg seinen Feinden furchtbarer, als je. In Wien hatte sich das Blatt gewendet, der Jubel verstummte, und die Spottsucht der Wiener ward die Veranlassung, daß Prinz Karl von Lothringen, des Kaisers Bruder, seine Oberbefehlshaberstelle, wegen der verlorenen Schlacht bei Lissa, niederlegte.*)

In der Person Ferdinands von Braunschweig hatte Friedrich einen Helden, der das französische Heer, gleich dem Engel mit dem feurigen Schwerte, von ihm entfernt hielt, und in der Schlacht bei Krefeld (23. Juni 1758) einen glänzenden Sieg erfocht, so daß sich der preußische König von Seite der Franzosen für den Lauf dieses Jahres in seinen Unternehmungen gegen seine übrigen Feinde

*) In Oesterreich ward die öffentliche Meinung, bezüglich der von des Kaisers Bruder verlorenen Schlacht bei Lissa und der darüber von den guten Wienern gemachten beißenden Witze, auf folgende merkwürdige Art geleitet. Es erschien eine Bekanntmachung, worin es hieß: „daß sich Niemand unterstehen solle, wegen dieser Schlacht übel von dem Prinzen zu reden, weil er, als er das Treffen geführt, nur die kaiserlichen Befehle ausgeführt habe.“

durchaus nicht gehindert sah, und die Russen bei Zorndorf unweit Küstrin, am 25. August in jener berühmten Vertilgungsschlacht, der nur durch den Einbruch der Nacht Einhalt gethan wurde, total schlug. Das Glück aber ist eine launische Buhlerin, die mit Freund und Feind liebäugelt. Friedrich, welcher vom Schlachtfeld von Zorndorf aus nach Sachsen geeilt war, wo die Oesterreicher unter Daun von der einen Seite, und die Reichsarmee von der andern, die bei Dresden stehende geringe Macht der Preußen unter Prinz Heinrich vielfach bedrängten, erlitt in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober die berühmte Niederlage bei Hochkirch, unweit Bautzen, die ihm Daun bereitete. Sachsen schien ihm durch diesen Unfall unwiederbringlich verloren, indeß der besiegte Friedrich war nicht minder groß, als der siegreiche. Seine Ueberlegenheit in der Taktik, und die umsichtige Schnelligkeit aller seiner Maßregeln machten es möglich, trotz aller Hindernisse die österreichische Armee, deren Befehlshaber, Daun, sich der Phantasie hingab, den geschlagenen Preußenkönig in Sachsen fest zu halten, zu umgehen und nach Schlesien zu marschiren, wo er am 5. November durch die Entsetzung der vom österreichischen General Harsch belagerten Festung Neisse, ganz Oberschlesien von den Oesterreichern befreite. Für dies Jahr war der Feldzug beendigt, Friedrich nahm sein Hauptquartier in Breslau, der Winter mit seinen Stürmen und seinem eisigen Hauche zwang Freund wie Feind den Schutz der Winterquartiere zu suchen.

Wir haben in dieser Schilderung der Hauptbegeben-

heiten jener zwei denkwürdigen Kriegsjahre, die eine so reiche Aussaat von Elend über Deutschland brachten, so entsetzlich viel Blutopfer forderten, gleichsam den Boden angebaut, welcher zur Darstellung der die Personen unserer Geschichtserzählung betreffenden Ereignisse nothwendig war, und wenden uns nun diesen Schilderungen zu.

An einem Sommertage 1758 trat ein Klosterknecht der Elisabethinerinnen zu Prag, in die Wohnung des Arztes Caretto, welcher sich, trotz allen Vorstellungen, welche ihm von Seiten der Kaiserin hinsichtlich seines Verbleibens zu Wien gemacht worden waren, nach Prag übergesiedelt hatte. Maria Theresia verlor ungern einen so kenntnißvollen Mann aus ihrer Residenz, einen Mann, dem ihr Mutterherz so viel Dank schuldete. Indeß, sie hatte seine Hartnäckigkeit bereits schon einmal erfahren, als sie ihn zu einem kaiserlichen Hof- und Leibdoctor zu machen wünschte, und fand auch denselben unerschütterlichen Willen hinsichtlich seines Entschlusses, Wien zu verlassen, bei ihm, so daß sie den Versuch aufgab, ihn zum Bleiben zu bestimmen.

Als Caretto den ihm vom Klosterknecht überreichten Brief der Priorin erbrochen hatte, fand er zu seinem Erstaunen ein Handbillet der Kaiserin, an seine Person gerichtet, darin eingeschlossen, des Inhalts: „er wolle seine hohe Kunst zum Besten, einer ihm von der Priorin zu bezeichnenden Kranken verwenden.

Dieser Auftrag trug den Charakter des Seltsamen, Geheimnißvollen. Wer war die namenlose Kranke, welche

in einem den Aermsten zugänglichen Hospitale lag, und solche Theilnahme von Seiten der Monarchin genoß?

Das Kloster der Elisabethinerinnen (auf der Stuppergasse in der Neustadt) ähnelt den wohlthätigen Anstalten der barmherzigen Schwestern, und ist ausschließlich für weibliche Kranke bestimmt. Der Natur der Sache nach sind die frommen Elisabethinerinnen, da sie sich dem Dienst ihrer leidenden, weltlichen Mitschwestern unterziehen, nicht von jener strengen Ordensregel geknechtet, die ihnen immer verschleiert zu gehen gebietet, indem sie ja mit Aerzten und Chirurgen umgehen müssen, und ihre Functionen bei den Kranken oft ein scharfes Auge verlangen, wobei der verhüllende Schleier hinderlich sein würde.

Eine Stunde später erschien Caretto daselbst, und ward von der Priorin durch die verschlungenen Corridors nach den mit dem Hauptgebäude des Klosters zusammen verbundenen Hinterhäusern, welche die Krankenanstalt in sich schlossen, geführt. Die Kranke, der er nach dem Wunsche der Kaiserin Hilfe bringen sollte, befand sich jedoch nicht in der allgemeinen Krankenanstalt des Klosters, sondern in einem isolirt stehenden, kleinen, ein Stockwerk hohen Gebäude, zu welchem man über den geräumigen Hof, den die Hinterhäuser bildeten, gelangte. Die Fronte dieses kleinen Hauses war einem dazugehörenden, mit hohen Plankenwänden umschlossenen Garten zugewendet, der, nach der Hofseite zu, durch eine Mauer von jedem Verkehre mit den Bewohnern der Krankenanstalt abgegrenzt wurde,

besonders da kein Fenster aus dem kleinen Hause die Aussicht auf den Hof gestattete.

Der scharfe Blick Caretto's erkannte in dieser von uns geschilderten lokalen Lage des kleinen Gebäudes, in welches er durch eine wohlverschlossene Thüre der Gartenmauer geführt worden war, daß die ihm zu übergebende Kranke jedenfalls nicht aus freiem Antriebe sich hier befinden müsse, denn eben diese Absperrung von jeder Berührung mit Außen deutete auf eine Art von Zwang oder Gefangenschaft. Die innere Einrichtung des Gemaches, in welchem die seiner Wissenschaft Anzuvertrauende lag, machte ihn indeß in diesem Urtheile unsicher, denn er fand die Wohnung mit feinem Geschmack und allen für eine Dame von Stande nöthigen Bequemlichkeiten ausgestattet so daß wenigstens der Anschein durchaus gegen seine vorgefaßte Meinung stritt. Zwei Elisabethinerinnen waren der Kranken zur Pflege gegeben, welche Letztere Caretto in einem höchst bedenklichen Zustande fand. Das todtenfahle, eingefallene Antlitz der Frau Justina, wie die Priorin und die Klosterschwestern sie nannten, der fast erstorbene und glanzlose Blick deuteten auf eine tief eingewurzelte Herabstimmung aller Lebenskräfte. Sie wies sich theilnahmlos, beantwortete keine Frage Caretto's.

Die Priorin unterrichtete den Doctor, daß der Klosterarzt bereits vergeblich seine Kunst bei dieser schweigsamen Kranken, die fast ein Jahr sich hier befinde und über die Hälfte dieses Zeitraumes krank liege, versucht habe; die Verantwortung jedoch, welcher sie, die Vorsteherin des Klo-

sters, der Kaiserin Majestät, auf deren Befehl Frau Justina hergebracht worden sei, gegenüber sich schuldig fühle, wäre die Ursache des Berichtes von der schweren, dem Anschein nach mit dem Tode endenden Krankheit derselben gewesen, worauf die Monarchin seine, Caretto's, Hilfe und ärztlichen Beistand in Anspruch zu nehmen befohlen habe.

„Das Leben hat seine Grenze, der Arzt ist kein Gott, in dessen Macht es gegeben, die Schranken desselben zu erweitern," antwortete der Doctor. „Ich verzweifle fast an der Möglichkeit, dem Tode dies gebrochene Leben abzuringen. Vor allen Dingen ist es nöthig, den Bericht über den Verlauf der Krankheit von dem Arzte Eures Klosters zu hören, dann erst kann ich hier wirken."

Aus dem Bericht des betreffenden Arztes ging hervor, daß kein organisches, wohl aber ein tiefes Seelenleiden, die Ursache dieser allmäligen Aufzehrung der körperlichen Kräfte, unterliege, und Caretto sagte nun der Priorin, daß er, um dem Willen der Kaiserin, so weit es in menschlicher Kraft stehe, zu genügen, seine hohe Kunst an der Kranken versuchen wolle, jedoch unter der Bedingung, daß sein Famulus die Aufsicht über die Kranke ausschließlich führe, da Alles auf die genaueste Beobachtung der Wirkung der Medikamente ankäme, die geringste Veränderung in dem Zustande des Krankheitsbildes, oft nur dem Auge des erfahrenen Arztes erkennbar, von größtem Einflusse sei.

„Der mir zugegangene Befehl Ihro Majestät der Kaiserin giebt Euch, Herr Doctor, vollkommen freie Hand, anzuordnen, was Ihr für gut findet. Der klösterliche Ge-

horsam der Schwestern wird Euch in Allem unterstützen," antwortete die Priorin.

Noch am nämlichen Tage trat Doctor Caretto's Famulus seine Function als leitender Arzt an.

Es war ein junger Mann von noch viel dunklerer Gesichtfarbe, als Caretto selbst; der heiße Süden schien seine Heimath zu sein. In ruhiger Stellung glich sein Kopf dem einer dunkelbronzenen Statue. Wie sein Herr, trug er einen langen, schwarzseidenen Talar, jedoch keine Krause um den Hals. Dieser war blos und auf dessen brauner Haut eine dünne Goldkette sichtbar, an der ein Medaillon, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde darstellend, hing. Aber eben so ernst, wie sein Lehrer, wiesen sich seine Gesichtszüge von geringer Beweglichkeit und obwohl er reines Deutsch sprach, so fesselte doch für gewöhnlich tiefes Schweigen seinen Mund. Zwei Wochen hatte er bereits seine Beobachtungen am Krankenbette Frau Justina's unermüdlich fortgesetzt, seine einzige Erholung war ein einsamer Spaziergang zwischen den Gräbern des zum Kloster gehörenden und hinter der Krankenanstalt gelegenen Friedhofs, während welcher Zeit die zwei diensthabenden, sonst gewöhnlich im Vorgemache zur etwaigen nöthigen Hilfeleistung bereiten Klosterschwestern sich im Zimmer der Kranken befanden.

Eine Veränderung in dem Zustande der Letzteren war noch nicht eingetreten, sie beobachtete nach wie vor ein hartnäckiges Schweigen. Der Famulus indeß hatte die Bemerkung gemacht, daß der Widerwille, den sie an-

fänglich gegen ihn, als ihren Pfleger, geäußert, sich bedeutend vermindert habe, daß ihr Blick zuweilen lange auf ihn hafte.

In einer Nacht, die ihre Stille über das Haus der Barmherzigkeit gebreitet hatte, saß der junge Arzt zu Füßen des Krankenbettes in einem Lehnsessel. Das Picken der Taschenuhr, auf dem die Nachtlampe tragenden Tische, war das einzige Geräusch in dem Gemache, außerhalb desselben befanden sich die beiden diensthabenden Elisabethinerinnen. Des jungen Arztes Ruhe mochte der nicht schlafenden Kranken die Vermuthung einflößen, er schlummere; sie betrachtete ihn lange und ein unwillkürlicher Seufzer hob ihre Brust.

„Wünscht Ihr etwas?“

Des Famulus Frage blieb ohne Antwort.

Eine Stunde war wieder vergangen, als sich die Kranke etwas aufrichtete.

Der junge Arzt richtete keine Frage an sie, aber er begegnete ihrem Blick, der, so matt und erloschen er auch war, doch einen milden Ausdruck trug. Sie lös'te selbst die Fessel des tiefen Schweigens.

„Ihr gehört nicht zu meinen Feinden?“ fragte sie leise.

„Gewiß nicht; des Arztes Beruf ist, Freund aller Menschen zu sein.“

Nach einer Pause fuhr jene fort:

„Ich sehne mich nach dem Tode ... das Loos einer Gefangenen ist trauriger, als sterben. Eine Barmherzigkeit könntet ihr mir erzeigen.“

„Welche?“

„Schreibt Euch meinen Namen auf . . . und sendet, wenn ich gestorben, die Nachricht meines Todes an den König von Preußen.“

Der junge Arzt zog schweigend sein Notizbuch heraus und harrte auf die Nennung ihres Namens.

Als die Kranke dies sah, schien eine sichtbare Aufregung sie zu überkommen, sie richtete sich etwas mehr auf und streckte die abgezehrte Hand nach ihm. „Ihr seid mein Wohlthäter . . . ich danke Euch,“ sagte sie — „das nimmt die schwerste Last von mir. Meldet dem König, ich sei als eine Gefangene hier gestorben . . . mein Gemahl ein Gefangener in der Bastille zu Paris . . . ihn solle er retten . . . ihn, wenn es möglich sei.“

Die Erschöpfung warf sie zurück in die Kissen.

„Euer Name?“ fragte der Famulus, als er bemerkte, daß sie sich erholt habe.

„Baronin Helene de la Pelletrie, geborne Gräfin von Erffa.“

Dem jungen Arzt entsank Griffel und Buch.

„Ihr Helene von Erffa? großer Gott!“ stammelte er.

Eine Pause folgte von beiden Seiten. Die Kranke schien von der Ueberraschung, sich von diesem, ihr gänzlich Fremden erkannt zu sehen, so gewaltig ergriffen, daß sie wie leblos eine lange Zeit liegen blieb, während der junge Arzt mit gefalteten Händen vor ihr stand, ihr eingefallenes, todtenfahles Gesicht betrachtend.

Einzelne Worte, die seinen Schreck, seinen Schmerz über dies Wiedersehen ausdrückten, gingen über seine

Lippen. Als sich die Baronin de la Pelletrie etwas erholt hatte, richteten sich ihre Blicke auf den vor ihr Stehenden, der mit einer Inbrunst, die einen scharfen Contrast gegen seinen sonstigen ruhigen Ernst bot, ihre abgezehrte Hand mit Küssen bedeckte und leise sagte:

„Ich kenne Euch . . . ich kenne Euch . . . wie schön wart Ihr, Helene! . . . damals und heute! . . . Alles hat sich verändert . . . die Jahre, die Menschen haben's gethan . . . o, wäre ich ein Gott, um Euch zurückführen zu können in die schöne Jugend Eures Daseins!"

„Wer seid Ihr?" fragte die Kranke.

„Ich habe keinen Namen, der mir gehört," fuhr der junge Arzt fort — „der, den ich ehemals führte, ist schon lange verschollen unter den Menschen — die Lebendigtodten wandeln namenlos; aber mein Gedächtniß ist mir geblieben, der Name Helene von Erffa steht darin, als der einer Heiligen. Ist die Rettung Eures Lebens möglich, ist es auch die aus diesem Hause, wo Ihr eine Gefangene seid."

Die Möglichkeit der Freiheit, die der junge Arzt der Kranken in diesen Worten gleichsam an die Seele legte, belebte plötzlich, wie ein erfrischender Hauch, das tiefherabgesunkene Leben derselben. Die matten Blicke schienen den Schimmer eines Glanzes zu empfangen, der von der großen Bewegung ihrer Seele zeigte, die abgespannten, erschlafften Züge nahmen für den Augenblick den festen Ausdruck eines großen, unerwarteten Glückes an.

„Frei?! frei?!" hauchte sie — „ach, mein Gott!" Aber

das in ihr wohnende Gefühl der großen körperlichen Schwäche übermannte sie eben so schnell wieder, als der Gedanke an die Möglichkeit der Freiheit sie ergriffen hatte. Eine Ohnmacht umschleierte ihre Sinne.

Als Caretto am nächsten Morgen kam, bemerkte er eine günstige Veränderung in ihrem Krankheitszustande; der Lebensfunke, der dem Erlöschen nahe schien, flammte wieder auf und gab die gegründetste Hoffnung auf Wiederherstellung. Eine lange, geheime Unterredung, welche der Famulus mit Caretto hatte, klärte diesen über das Ereigniß dieser Nacht auf.

Jeder folgende Tag schien die Kranke mehr und mehr der Genesung zuzuführen.

Der junge Hilfsarzt wich jeder weiteren sie aufregenden Unterredung mit ihr aus, nur einmal sagte er ihr:

„Habt Vertrauen, wir retten Euch!"

Und daß sie Vertrauen zu ihm hatte, stand in ihren Blicken geschrieben, denn diese ruhten immer auf ihm.

Eines Morgens fand man Frau Justina leblos im Bette. Caretto, der zufällig an diesem Morgen sehr zeitig kam, constatirte ihren erfolgten Tod durch ein Schreiben an die Kaiserin.

Der warmen Witterung wegen drang er auf schnelle Beerdigung der Leiche und da kein Grund vorhanden war, seinem Befehle irgend ein Hinderniß entgegenzusetzen, so sah schon der dämmernde Abend das sehr einfache Begräbniß einer Gefangenen, die für die frommen Klosterschwestern ein lebendiges Räthsel gewesen war, welches sie

zu ihrem Aerger, nicht zu lösen vermochten. Der junge Hilfsarzt war bei ihrem Begräbniß gegenwärtig. . . . .

Nach den Schlägen der Mitternachtsstunde regte sich's unheimlich auf dem einsamen Elisabethiner = Friedhof. Männergestalten wandelten schweigend zwischen den Hügeln hin und machten an einem noch nicht zugeworfenen Grabe halt. Das Nachtgrau verhüllte ihr geheimnißvolles Thun und als der Glockenschlag der ersten Morgenstunde über das stille Saatfeld des Todes hinpulsirte, zogen die nächtlichen Arbeiter schweigend, wie sie gekommen, aber mit einer Last beschwert, ihren geheimnißvollen Weg zurück über die umschließende Mauer des stillen Ortes.

Am nächsten Morgen saß der Famulus abermals am Bett eines Weibes, das dem Grabe entrissen, der Welt wiedergeboren war durch ein nächtliches Wagstück. Helene de la Pelletrie, die Gefangene in dem Kloster der Elisabethinerinnen, genas, durch den Hauch der Freiheit, im Hause des Doctors Caretto unter der vorsichtigen Pflege bald zu einer vollkommenen Gesundheit. Der tiefe Gram hatte so sehr an ihrer Lebenskraft gezehrt, daß sie eine sichere Beute des Todes gewesen sein würde, wenn nicht eine solche Rettung ihr zu Theil geworden wäre. Wir nehmen hier die Schilderung der kleinen Ereignisse auf, welche die Entfernung der Baronin aus Wien begleiteten.

Das Gerücht von dem Verschwinden der Frau von Brommig mit ihrem todten Kinde nahm die Aufmerksamkeit der Hofleute besonders in Anspruch und, wie ganz na=

türlich, glaubte man durch die Baronin die beste Auskunft darüber zu erfahren, da sie ja im bewußtlosen Zustande am leeren Sarge des Kindes gefunden worden war. Auch bis zu dem Kaiser war die Kunde dieser Begebenheit gedrungen und sein vertrauter Kammerdiener begab sich, auf seinen Befehl, zur Baronin, um nähere Auskunft über diesen Vorgang zu erhalten. Helene verstand sich nicht dazu, das Geständniß Ulrikens öffentlich zu machen, aber sie glaubte dem Kaiser Wahrheit schuldig zu sein und theilte es ihm in versiegelter Schrift mit. Der Schluß ihres Schreibens deutete darauf hin, wie es wohl möglich sein dürfte, daß die Brommigs an dem Schicksale Hyppolits, ihres Gemahls, einigen Antheil hätten. Der Kaiser fühlte sich heftig von der ihm durch die Baronin gemachten Schilderung der Scene zwischen ihr und Ulriken am Sarge des Kindes ergriffen und die Andeutung, daß der Name Brommig der verfolgende Fluch Helenens und ihres Gemahls sein könne, fand bei ihm um so mehr Nahrung, als er nicht ununterrichtet über die Gunst war, welche die Kaiserin, seine Gemahlin, dem Brommig'schen Ehepaare geschenkt hatte.

An einem der nächsten Tage hatte sich Maria Theresia zur Andacht in die Jesuitenkirche begeben, als Herr von Brommig zum Kaiser beschieden wurde. Ueber die Unterredung, welche der hohe Herr mit dem Geheimschreiber seiner Gemahlin hatte, verlautete nichts weiter, als daß die Lakaien in den Vorzimmern ihren Gebieter ungewöhnlich stark sprechen hörten und von ihm Befehl erhielten, die Wache

zur Verhaftung des Herrn von Brommig herbeizurufen. Todtenblaß und mit schlotternden Knieen verließ der Letztere den Kaiser, der, sobald er die Rückkehr seiner erhabenen Gemahlin erfuhr, sich zu derselben begab und fast eine Stunde lang bei ihr verweilte. Die Kaiserin wies sich nach dieser Unterredung mit ihrem hohen Gemahl außerordentlich bestürzt. Einige Tage später verließ die Baronin Wien. Es war das Werk Kaunitzens, der sich zu ihr begeben, mit ihr über das in Bezug auf sie getrübte Eheverhältniß des kaiserlichen Paares offen gesprochen und sie zu dem Entschluß, die Hauptstadt für jetzt zu verlassen und mit einem kurzen Aufenthalt in Prag zu vertauschen, bewogen hatte. Die von dem Staatskanzler ausgesprochene Ueberzeugung, daß Herr von Brommig, dessen Verhaftung die Baronin bereits kannte, eine Niederträchtigkeit gegen Hyppolit begangen, die jetzt einer strengen Untersuchung unterliege, wie die Andeutung, daß, durch Eifersucht verblendet, die Kaiserin dem Elenden Glauben geschenkt und in der Hoffnung, sie mit ihrem Gemahl Wien verlassen zu sehen, thätigen Antheil an dem Schicksale des Barons genommen habe, veranlaßten Helenen, da sie noch die Versicherung von Kaunitz empfing, daß Alles zur Entdeckung der Wahrheit aufgeboten werden würde, dem Wunsche der Kaiserin, hinsichtlich ihrer Entfernung nach Prag, zu entsprechen. Sie glaubte durch diese Nachgiebigkeit gegen die ihr gegenüber sich schwerer Schuld bewußten Monarchin derselben eine Gefälligkeit zu bezeigen, welche die hohe Frau nicht übersehen könne und vermeinte

zugleich, durch diese Fügsamkeit der Sache ihres Gemahls am zweckmäßigsten zu nützen.

Die Baronin zeigte dem Kaiser schriftlich ihre Abreise nach Prag an, ohne jedoch das Motiv anzugeben, welches sie zu diesem Wechsel ihres Aufenthalts veranlasse. Sie beschwor ihn, ihr Beistand zu sein, um das Verbrechen, welches gegen Hyppolit ausgeführt worden war, zu entschleiern und ihn, den Unschuldigen zu retten.

Kaunitz hatte ihr freie Extrapost und die Begleitung eines Cavaliers zugesichert, um sie vor jeder möglichen Unannehmlichkeit auf der Reise zu schirmen, da die Straßen jetzt, nach der Schlacht bei Kollin, welche die Preußen aus Böhmen hinausdrängte, von Soldatenmassen überfüllt waren. Ein zweiter Wagen war für den Diener und die Zofe der Baronin bestimmt. Der begleitende Cavalier leitete Alles mit großer Vorsicht, die Baronin dankte im Stillen dem Staatskanzler die getroffene Vorsorge. Dicht vor Prag drängte sich ein Reiterhaufe zwischen beide Wagen und hielt den letzteren vom Nachfolgen zurück, welches aber von den Personen der rasch voranfahrenden Extrapost nicht bemerkt wurde, indem der Abend bereits zu tief niedergesunken war und sie sich auch in das laute Leben der Stadt versetzt sahen. Am Elisabethinerkloster hielt der Wagen an, der Cavalier führte die Baronin hinein. Welcher Schreck, als sie sich von einigen Nonnen umgeben sah. Fürchten sie nichts, gnädige Frau, Se. Excellenz der Herr Staatskanzler hat Alles für Ihre vollkommene Sicherheit und Bequemlichkeit

angeordnet," sagte der Cavalier leise zu ihr. „Lassen Sie sich nicht durch das klösterliche Aeußere dieses Hauses und seiner Bewohner schrecken, es wird keinen Einfluß auf Sie haben."

Mit einer tiefen Verneigung entfernte er sich, der Priorin ein Schreiben mit den Worten: „Von der Kaiserin Majestät!" übergebend. Die Klosterpforte fiel hinter ihm zu — Helene de la Pelletrie war eine Gefangene, die, vom Schreck betäubt, lautlos der Priorin in jenes kleine, von allem Verkehr mit den übrigen Gebäuden isolirt stehende Haus folgte, dessen Einrichtung allerdings nichts von einer klösterlichen Entbehrung wies. Wenn auch der Anblick der Behaglichkeit, die sie hier empfing, die Aermste für den ersten Augenblick täuschte, ja sie beruhigte, so wurde dies wohlthätige Gefühl doch plötzlich niedergeschlagen, als ihr die Priorin ein Schreiben übergab, welches als Beischluß in dem von der Kaiserin an sie gerichteten lag.

Dies keine Unterschrift tragende Schreiben eröffnete der Baronin, daß sie sich unter dem Namen „Frau Justina" in das Schicksal zu fügen habe, dem sie jetzt durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse unterworfen worden sei. Man hoffe von ihr eine weise, vorsichtige Klugheit und in ihrem Benehmen werde man den Maaßstab für das Geschick ihrer Zukunft finden. Schweigen über ihre Vergangenheit, Stand und nähere Verhältnisse sei von ihr unter diesen Umständen zu erwarten, wie sie im Ge=

gentheile jede Gewährung billiger und mit der Heiligkeit des Ortes verträglichen Wünsche erwarten dürfe.

Die Hoffnung derjenigen, die sie hier als Gefangene hielten, schien auf die Kenntniß ihres sanften, zur Duldung geneigten Gemüthes basirt und erfuhr keine Täuschung, denn der tiefste Gram verschloß den Mund der Aermsten. Aber das in sich tragende Seelenleiden welkte ihre Gesundheit; sie sank aufs Krankenlager, von dem sie nicht wieder erstanden sein würde, wenn nicht der Hauch der Freiheit, der ihr aus den Worten des jungen Hilfsarztes entgegenwehte, kräftigender, als alle Medizinen auf sie gewirkt hätten. Zu welchem Wagstück Caretto und sein Famulus griffen, um sie aus dieser Gefangenschaft zu befreien, wissen wir. Frau Justina mußte für die Bewohner des Klosters todt sein, um für die Welt aus dem Grabe, als eine dem Leben Wiedergeborene, zu erstehen. Nur der tiefen Kenntniß Caretto's der Kräfte und Wirkungen geheimer Arkane konnte es gelingen, ein solches Werk mit Hoffnung auf Gelingen zu unternehmen; das Ansehen, das er, durch der Kaiserin Verordnung unterstützt, in den Augen der Priorin genoß und diese seinen Befehlen unterwürfig gemacht hatte, erleichterte die Ausführung der Täuschung.

Helene de la Pelletrie ahnte nicht, daß ihre schwere Krankheit ihre Freilassung aus der Gefangenschaft verhindert habe. Als sie schon sehr hart niederlag, erschien derselbe Cavalier, der sie hierher gebracht hatte, bei der Priorin.

Sein Auftrag lautete, der Baronin die Freiheit unter der Bedingung wieder zu geben, daß sie sich zur Unterzeichnung einer Schrift verstehe, nach welcher sie sich zur Wiederherstellung von einer bösartigen Krankheit im Kloster und Hospital der Elisabethinerinnen zu Prag bis auf diesen Tag aufgehalten habe. Helene würde sich einer solchen Unterschrift durchaus nicht geweigert haben, zumal ihr der Beauftragte den Beweis zu stellen ermächtigt war, daß, bezüglich der Freiheit ihres Gemahls, bereits die nöthigen Einleitungen von der Hofkanzlei zu Wien getroffen worden wären, da sich in der Untersuchung gegen Herrn von Brommig herausgestellt, daß derselbe selbst gefälschte Briefe als Belege einer verrätherischen Correspondenz zwischen den Baron de la Pelletrie und den Freunden des Königs von Preußen angewendet habe.

Der Ausspruch des Klosterarztes, daß keine Hoffnung für eine Genesung Frau Justinens denkbar sei, veranlaßte den Beauftragten, ohne sie gesprochen zu haben, die Rückreise nach Wien anzutreten.

Maria Theresia fühlte sich um so tiefer von der Nachricht des hoffnungslosen Zustandes der Baronin erschüttert, als sie sich nicht von dem Vorwurfe, die Urheberin ihres Unglücks und, wenn sie stürbe, ihres Todes gewesen zu sein, freisprechen konnte und in dieser Selbstpein glaubte sie für die Aermste das letzte Mittel möglicher Hilfe in dem Beistande Caretto's zu finden.

Der Kaiser hatte auf eine strenge Untersuchung gegen Herr von Brommig angetragen, und die Kaiserin

konnte nichts dagegen einwenden. Wenn auch kleine Unterschleife an den Tag kamen, deren sich ihr Geheimschreiber schuldig gemacht hatte, so blieb doch ein gänzliches Dunkel über das ihm zur Last gelegte Verbrechen, der Urheber falscher Beweise gegen den Baron de la Pelletrie zu sein — er gestand nichts. In jener Stunde, als ihn der Kaiser zu sich beschieden, betäubte ihn der Schreck, daß der Monarch selbst die geheimsten Dinge, wie die Brandstiftung Ulrikens in des Barons Hochzeitnacht, wisse, dermaaßen, daß er zu Boden stürzend, Alles, was er gegen den Baron ausgeübt, zu bekennen versprach, wenn er Schonung und Gnade erwarten dürfe. Die leidenschaftliche Empörung, die der Kaiser gegen jede Niederträchtigkeit empfand, ward die Ursache, daß Herr von Brommig, wieder zur Besinnung gelangend, kein Geständniß machte. Endlich, nachdem er fast ein halbes Jahr im Gefängniß saß, glaubte er durch ein Bekenntniß seiner Fälscherschuld, welches Verbrechen er nur begangen hätte, um die Gunst der Kaiserin zu erringen, welche Beweise gegen den Baron zu dessen Entfernung aus Wien gewünscht habe, seine Lage zu verbessern. Herr von Brommig, welcher vielleicht darauf rechnen mochte, daß hinsichtlich der Verwickelung des Namens der Kaiserin in seine Schuld eine gewisse Schonung für ihn erfolgen werde, sah sich bitter enttäuscht, als sein Urtheil auf zehnjährige Festungsbaustrafe auf dem Spielberg lautete, wohin er bald abgeführt ward. —

Die Monarchin empfand tiefe Reue über ihre eigene

Schuld an dem Schicksale des Barons und seiner Gemahlin, die sie, um blinder Eifersucht willen, unchristlich gehaßt und Beide unglücklich gemacht hatte. Die Erkenntniß, wie die Leidenschaften der Fürsten von schlechten, heuchlerischen Menschen ausgebeutet und gemißbraucht würden, erfüllte sie mit großem Schmerze, um so mehr, als sie fühlte, daß der Wille, gut zu machen, gewöhnlich an der Unmöglichkeit, Vergangenes vollkommen auszugleichen, erlahme, daß selbst die Gewaltigen der Erde, mit all' ihrer Macht, nur schwache, oft gar keine Mittel besitzen, um zu sühnen, was sie in Verblendung gefehlt haben.

Helene war in Ungewißheit geblieben, wer ihre Retter wären; erst als sie unter der vorsichtigen und sorgsamen Pflege Caretto's und seines Hilfsarztes so weit in der Genesung vorgeschritten, daß eine schlimme Einwirkung der Erregbarkeit nicht mehr für ihren Gesundheitszustand zu fürchten war, enthüllt sich ihr das Geheimniß.

„Die Erinnerung an mich wird in Ihrem Herzen kein angenehmes Gefühl erwecken, wenn nicht Ihre Rettung aus der Gefangenschaft des Klosters und die wohlthätige Empfindung der Erlösung aus der Macht Ihrer Feinde mir zum Schutze, zur Versöhnung gereicht," sprach der junge Hilfsarzt eines Tages zur Baronin, als sie ihn drängte, zu sagen, wem sie ihre Rettung verdanke. „Haben Sie den Namen Guido Renner vergessen?"

Eine sichtbare Verwandlung in dem Antlitz der Baronin deutete an, daß allerdings dieser Name eine unangenehme Erinnerung für sie sei.

„Verbergen Sie nicht den Schreck, gnädige Frau, den dieser Name bei Ihnen bewirkt. Ein Decennium liegt zwischen damals und heute. Auch von mir ist die Jugendblüthe abgestreift, auch mein Leben unterlag dem Schmerze herber, trauriger Erfahrungen — der Jüngling Guido Renner ist im Innern und im Aeußeren ein Anderer geworden; doch Eins ist unveränderlich ihm geblieben: die Verehrung, die er damals für Sie in seinem Herzen trug, die damals zur wilden, dämonischen Leidenschaft in ihm aufloderte, und ihn zum blinden Werkzeuge Nichtswürdiger machte, welchen es anlag, des Churprinzen Christians Neigung zu Ihnen zu trennen, indem sie Sie in seinen Augen als eine Heuchlerin, als eine Treulose erscheinen lassen wollten. Wie eine unsichtbare Hand ragte jene Erinnerung, wo ich bei dem prächtigen Feste Brühls zu Ihren Füßen lag, und meiner glühenden Leidenschaft Worte lieh, in mein nachheriges Leben herüber; Alles was mich traf, wurzelte in jenem erwähnten Ereignisse, das auch für Sie von großen, unberechenbaren Folgen war. Erlauben Sie mir jetzt, mich zu rechtfertigen über die Begebenheit jenes Abends; vielleicht finden Sie in dieser Rechtfertigung Manches, was Ihnen noch unbekannt, aber doch im Stande ist, über Ihnen jedenfalls unbewußt gebliebene Dinge ein Licht zu breiten."

Helenens sanftes, der milden Versöhnlichkeit zugeneigtes Gemüth hatte den ersten Anhauch der unangenehmen Erinnerung überwunden. Der, welchen Sie damals

mit Verachtung von sich gestoßen, war ihr Wohlthäter, ihr Retter geworden, mehr als ein Jahrzehent lag zwischen jener Zeit, und dem heutigen Tage; aus dem aufbrausenden Jüngling war ein ernster, ruhiger, leidenschaftsloser Mann, ein vollkommen Anderer geworden.

„Reden Sie," sagte sie, „in meinem Herzen ist kein Groll aus jener Zeit zurückgeblieben, die Wiedergeborene hat keine böse Erinnerung aus ihrem früheren Leben in ihr neues Dasein mitgenommen."

„Ich danke Ihnen für dies Wort der Verzeihung," sprach Guido, und begann zu erzählen, wie ihr Stiefbruder derjenige gewesen, welcher seine Leidenschaft zu ihr bis zum Wahnsinn gesteigert, und ihn zu jenem Geständniß beim Brühl'schen Feste getrieben habe. Dann ging er über zur Erzählung des Ereignisses in der Wohnung der Schauspielerin Mehnert, wo ihm aus dem Munde ihres Stiefbruders die Intrigue zur Anschauung gekommen sei, in der man ihn zum unbewußten Werkzeug erniedrigte. Die Wuth, in welche ihn diese Entdeckung versetzt habe, sei die Ursache des Mordes an ihrem Stiefbruder geworden.

Sowohl Helene als Guido tauschten gegenseitige Erfahrungen ein. Er von dem Glauben befangen, ihr Stiefbruder sei durch die von ihm beigebrachte Wunde eine Beute des Todes geworden, erfuhr jetzt erst, daß Herr von Rosen nicht gestorben sei. Die Baronin dagegen erkannte aus seiner Erzählung, wie die Niederträchtigkeit der Helfershelfer Brühls ihr das bittere Weh jener Tage be-

reitet hatte. Jetzt erst, unterrichtet von jener Intrigue, ward es Alles klar vor ihren Augen. Ihr Stiefbruder hatte ihr Billet an den Churprinzen nicht übergeben, Christian ward in der Täuschung gelassen, sie sei eine Heuchlerin, eine Treulose und diese für Helene um so schmerzlichere Ueberzeugung, erklärte ihr nun auch, weshalb sie von ihm ihr Bild und die Veilchenblume zurückerhalten. Von dem Wahn befangen, sie sei eine Unwürdige, hatte er, so sagte sie sich, durch diese Handlung für immer das Band zwischen ihr und ihm trennen wollen. Der schmerzlichste Gedanke war für sie der, kein Mittel zu besitzen, um in seinen Augen sich rechtfertigen zu können.

Wenn Guido gesagt hatte, daß in jenem Ereigniß beim Brühl'schen Feste, wo er ein Werkzeug einer wohlangelegten Intrigue geworden war, die Begebenheiten seines späteren Lebens wurzelten, so sprach er nur die vollkommenste Wahrheit aus. Wir wissen, daß man, um ihn auch ferner zum Werkzeug zu gebrauchen, ihm die Freiheit gab, und nach Wien schickte.

Die Aufhebung des geheimen Asyls der Patrioten im Gehöfte des Arztes Avellino lieferte, wie bereits erwähnt, dem Ministerregenten den unumstößlichen Beweis, daß Guido Renner in Correspondenz mit dem Arzte stehe. Der Geheim-Registrator Saul ward nach Wien geschickt, um den juugen Menschen für immer unschädlich zu machen. Brühl konnte schon auf eine Gefälligkeit der österreichischen Minister rechnen und täuschte sich nicht. Man hatte Guido'n an Fräulein von Kling, die sich wieder am

Hofe Maria Theresia's befand, adressirt. Durch ihre Protection sollte der junge Maler dort eine Carriere machen, und zugleich als Spion dienen. In der That gelang es bald, den durch sein Aeußeres wie durch sein Talent sich empfehlenden jungen Künstler zu einem gewissen Renommee zu bringen. Saul erschien in Wien, und die Mine gegen Guido war schnell arrangirt. Eines Tages empfing er von Fräulein von Kling die Einladung, die Familie ihres Verwandten, des Gouverneurs der Festung Spielberg, zu portraitiren, und sie zu diesem Zwecke dorthin zu begleiten. Guido konnte diese Einladung um so weniger ausschlagen, als das Fräulein sich besonders für ihn bis jetzt interessirt hatte. Saul, der davon hörte, bat um die Vergünstigung, mitreisen zu dürfen, um, wie er sagte, die Gelegenheit zu benutzen, den Spielberg, das berühmte österreichische Staatsgefängniß, zu sehen. Fräulein von Kling schien anfänglich nicht geneigt, diesen Wunsch zu erfüllen, indeß Guido selbst, der durch eine Fürsprache sich dem Geheim-Registrater gern gefällig zeigen wollte, bewog sie endlich zur Zusage, wofür ihn Herr Saul fast mit Danksagungen erdrückte.

Man kam auf dem Spielberge an und Fräulein von Kling war so gefällig, Herrn Saul schon einige Stunden nach der Ankunft die Erlaubniß auszuwirken, in Begleitung eines Offiziers und einiger Soldaten das Innere der Festung in Augenschein zu nehmen. Guido ging mit. Kaum waren sie in eine der Kasematten eingetreten, als auf einen Wink des Offiziers die Soldaten

Guido in die Mitte nahmen, der Erstere eine Ordre aus der Tasche zog und dem jungen Maler erklärte, daß er von nun auf höheren Befehl ein Bürger des Spielbergs, ein Staatsgefangener auf unbestimmte Zeit sei. Das Entsetzen Guido's war so groß, daß er im ersten Moment keinen Ausdruck dafür hatte. Dann aber rief er dem Geheim-Registrator zu: „Saul! Saul! retten Sie mich! nur ein Irrthum kann solches Schicksal über mich verhängen. Ich bin kein österreichischer Unterthan, den man . . . .“

„Sie sind im Irrthum, Herr Renner,“ unterbrach ihn Saul höflich, ein Papier aus der Tasche ziehend, und es langsam entfaltend, während er mit größter Freundlichkeit fortredete: „Man bemächtigt sich gefährlicher Subjecte, wo man ihrer habhaft werden kann. Ihr Briefwechsel mit dem Arzte Avellino trägt zu sehr die Spuren verrätherischer Gelüste, als daß man Ihnen die Ausbildung derselben zur Vollkommenheit länger gestatten sollte. Ihr Freund Avellino ist zwar flüchtig, aber seine Mitgenossen, die Theilnehmer seines gegen Se. Excellenz, den Herrn Ministerregenten von Brühl gerichteten Geheimbundes sind zur Bestrafung gezogen worden. Diese Notiz mag Ihnen genügen, Sie über den Irrthum hinsichtlich Ihrer Person aufzuklären. Um Aufsehen zu vermeiden, war es nöthig, Sie auf eine solche Art hierherzubringen. Sie erlaubten sich eine Täuschung gegen Sr. Excellenz, warum sollten wir nicht dasselbe Recht haben, Sie zu täuschen? Ist es Ihnen vielleicht genehm, den Befehl in Bezug auf Ihre . . . .“

Mit einem Schrei des Entsetzens sank Guido zusammen. Der fürchterliche Gedanke, begraben zu werden in der Blüthe seines Daseins in den Mauern dieser Gefängnisse, deren fester Bau der Ewigkeit zu trotzen schien, in derem Inneren Flüche und Verwünschungen, Kummer und Verzweiflung ihren Sitz aufgeschlagen, in diesem Bau, dem Grabe aller Freiheit, zu vermodern, lebendig eingesargt, aller Freude der Welt entrissen zu sein, war ein Todesstreich, der ihn niederschmetterte.

Die Barmherzigkeit ist nicht in diesen Gräbern für Geist und Körper heimisch. Die Soldaten schleppten Guido fort, derselbe Tag sah ihn schon in dem traurigen Costüm eines Gefangenen, und wenn noch ein Schimmer von Glück in sein trauriges Dasein schien, so war es der Umstand, daß er zum ersten, also leichtesten Grad der Festungsstrafe sich verurtheilt sah, nämlich ohne Ketten zu gehen. Außer der Todesstrafe kennt das österreichische Gesetzbuch nur Kerkerstrafe in drei Graden, welche jedoch alle mit dem Zwange zu Arbeiten, jedoch im Innern des Hauses, verknüpft, während Arbeiten vor den Augen des Publikums Schärfung sind. Der erste oder leichteste Grad hat keine Ketten, der zweite Ketten an den Füßen, der dritte Ketten an Händen und Füßen, und einen Eisenring um den Leib, mittelst dessen der Gefangene stets, auch außer der Arbeit, angeschlossen ist. Einem so jungen und feurigen Charakter mußte dies traurige Loos entsetzlich sein, und der Drang, sich um jeden Preis die Freiheit zu verschaffen, nahm so sehr überhand in seinem

Herzen, daß er, nachdem ein Jahr kaum vorüber war, einen Fluchtversuch unternahm, welcher jedoch entdeckt und vereitelt ward, und ihm Ketten an den Füßen als verschärfte Strafe, zuzog. Mehrere Jahre verflossen, ehe der Unglückliche, schwer niedergedrückt von der Last seines Schicksals, einen zweiten Versuch, die Freiheit zu erringen, wagen konnte. Indeß, die Hoffnung auf Freiheit erstirbt in keiner Brust, Guido hielt sie fest. Selbst mit Aufopferung des Lebens den Versuch zu unternehmen, konnte ihn nicht hindern. In Gemeinschaft eines Unglücksgenossen schritt er, nachdem die Ketten an den Füßen beseitigt waren, zur Ausführung des Wagstückes. Freiheit oder Tod, eine Wahl zwischen diesen beiden grellen Contrasten gab es nicht mehr für ihn, und seinen Schicksalsgefährten, nachdem sie ihre Ketten gebrochen. Das Glück schien sie zu begünstigen, ein schwerer Nebel in der Decembernacht, wo sie ihren Fluchtversuch unternahmen, entzog sie den Blicken der Wachen, und sie hatten bereits den äußersten Graben erreicht. Noch glücklich über die Eisdecke desselben gelangt, war der schwierigste Theil ihres Unternehmens überwunden. Guido Schicksalsgefährte schritt voran; plötzlich — um in dem dichten Nebel sich nicht von einander zu verlieren, hielten sie sich an einander an — brach das Eis unter den Füßen des Voranschreitenden, und in der Todesangst stieß der Unglückliche im Versinken einen gellenden Schrei aus. Damit war Alles verrathen. Schüsse knallten von den Wachtposten der Wälle. Mit Gewalt entriß Guido seine Hand dem

Unglücklichen, der sich noch mit dem Arme über der Eisdecke vorm gänzlichen Versinken erhielt. Außer sich, keine Gefahr mehr achtend, sprang er über die Eisdecke — vielleicht war es noch möglich zu entfliehen. Ha, immer noch steht ihm das Glück bei, obwohl jeder seiner raschen Schritte auf dem Eise von den prasselnden Sprüngen desselben begleitet ist. Nun arbeitet er sich empor auf die inn're Brüstung des letzten Walles, er erreicht dessen Höhe, und nur wenige Sekunden noch bedarf es für ihn der Freiheit, um jenseits des Walles hinabzuspringen, vielmehr sich hinabzustürzen, seinem guten Glücke, das ihn bis hierher aller Gefahr zum Trotze beschützt hat, vertrauend. Da rennt ein Soldat mit gefälltem Bajonnet auf ihn zu, Guido kann nicht entrinnen, obwohl er glücklich den tödtlichen Stoß auspariert hat. Der Soldat läßt die Waffe fallen, und wirft sich auf ihn — ein Kampf der Verzweiflung entspinnt sich, Mann gegen Mann, Brust an Brust. Die Verzweiflung des Flüchtlings giebt ihm Riesenkräfte, schon hat er ihn zu Boden nieder, um ihn auf die Eisdecke des Grabens, von dem ein halblautes Winseln des Versunkenen herauftönt, hinunterzustürzen; aber das Geschrei seines Gegners, der ihn mit letzter Kraftaufbietung umklammert, ist sein Fluch. Man eilt herbei, und bemächtigt sich seiner. Ketten an Händen und Füßen, und der eiserne Ring um den Leib, sind, außer empörenden, körperlichen Mißhandlungen seine verschärfte Strafe; man zwingt ihn zu Arbeiten außer dem Hause

— seine Hoffnungen auf Erlösung sind vernichtet auf immer.

Und wieder sind Jahre entflohen in der entsetzlichen Knechtschaft. Da arbeitet er eines Tages vor dem Commandanturgebäude, in welchem ein Neubau vorgenommen wird. Er muß Karren mit Steinen herbeifahren; der Schweiß rinnt dem Unglücklichen in den heißen Mittagsstrahlen, die seine Kräfte bei der ohnehin schweren Arbeit fast gänzlich erschöpfen, von der Stirn über die Wangen herab. Einen Augenblick erlaubt ihm der Soldat, sein bewaffneter Aufseher, zu verschnaufen. Er nimmt die Mütze, streicht die triefenden Haare zurück von der Stirn, und sein Blick wendet sich hinauf zu dem kleinen Balkon des Gebäudes, auf dem eine junge, bleiche Dame sitzt, neben der ein Mann mit grauem, bis auf die Brust herabfallendem Barte steht. Wie angewurzelt starrt er hinauf, schon öffnet sich sein Mund, um einen Namen auszusprechen, der dem von ihm wohlerkannten Bärtigen gehört. In demselben Augenblicke stößt ihn der Soldat hart an zur Fortsetzung der schweren Arbeit, und er gewahrt nur noch, wie der oben auf dem Balkon den Zeigefinger der Rechten auf den Mund legt, zum Zeichen des Schweigens. Er hat ihn erkannt — ja! Avellino, der Arzt, hat den Unglücklichen erkannt, und der Letztere möchte aufschreien vor Jubel. In seiner vom Elend vernichteten Seele dämmert ein Strahl auf, jener Funke des Himmels, der so schnell zum Morgenroth einer bessern Zukunft in dem nachtumdüsterten Herzen Unglück-

licher aufglüht, es ist die Hoffnung auf — Freiheit, Erlösung. Und wie er zurückkommt, gleich einem Thier vor die schwere, steinbeladene Karre gespannt, legt der auf dem Balkon abermals den Zeigefinger auf den Mund, der Gefangene erwiedert dasselbe, drauf bemerkt er, wie der oben mehreremale, den auf den Mund gedrückten Finger fallen lassend, mit dem Haupte nickt. Ein Verständniß ist eingeleitet, ohne Worte zwar, aber sicher und geheimnißvoll für alle Andern.

Ja, Caretto, der aus Sachsen geflüchtete Arzt Avellino, der auf die Bitte der Kaiserin sich mit derem Hoffräulein, Fräulein von Löwenwalde, nach dem Spielberg begeben, um ihres Vaters, des greisen und ehrwürdigen, in der Gunst Maria Theresia's hochstehenden General und Festungscommandanten, Freiherrn von Löwenwalde, Schwiegertochter von schlimmer Krankheit zu retten, war es, der den Unglücklichen erkannt hatte. Seit seiner Flucht aus Sachsen hatte er keine Spur von Guido Renner auffinden können. Seiner eigenen Sicherheit wegen folgte er der Nothwendigkeit, Deutschland zu verlassen. Nach einigen Jahren jedoch kehrte er dahin zurück, und suchte in Wien Guido Renner zu erforschen, und zugleich über seine Bundesgenossen in Sachsen Nachricht einzuziehen. Während er über die Letzteren die traurige Gewißheit erlangte, daß sie, der Freiheit beraubt, im Gefängniß schmachteten, konnte er hinsichtlich Guido Renners keine Entdeckung machen, kaum daß man sich in Wien eines Malers dieses Namens entsann. Caretto's Gemüth

ward finstrer, als je; die glühende Leidenschaft der Rache zehrte an des Mannes Seele, trotzdem lebt in ihm zuweilen eine Stimme auf, die ihm Hoffnung gab, Guido wiederzufinden.

Welch Erstaunen bemächtigte sich seiner, als er in dem mit Ketten beladenen Gefangenen den vergeblich Gesuchten erkannte! Ein Schauer durchrieselte seinen Körper, Guido so wieder zu sehen.

Die bleiche Dame auf dem Balkon war die durch Caretto's Kunst der Gesundheit zurückgegebene Schwiegertochter des Generals von Löwenwalde. In ihren und des alten Herrn Augen galt Caretto, der von ihr, so zu sagen, den sichtbaren Tod beschworen und gebannt hatte, als eine Art höheres Wesen, dessen Wünsche Befehle waren, die schnell erfüllt werden mußten, um die Dankbarkeit und die Ehrfurcht vor ihm auszusprechen.

„Sie dringen in mich, Ihnen den Lohn zu nennen, den ich für Ihre Wiederherstellung fordere, meine Gnädige," unterbrach Caretto das lange Schweigen; „nun, ich erfülle Ihr Verlangen. Ich fordere nichts weiter, als daß Sie mit mir einen Gang durch die Gefängnisse machen und jedem dieser Unglücklichen eine Wohlthat erzeigen. Das soll mein Lohn sein. Ich bin reich genug, um andere entbehren zu können; der Dank dieser Armen ist auch etwas werth und ich halte ihn für die allein rechte Feier Ihrer Genesung."

„Edler, großmüthiger Mann!" rief die junge Frau, tief gerührt von der Uneigennützigkeit des Mannes, den

sie als ihren Erretter vom Tode innig verehrte, „Ihr Wille soll erfüllt werden."

Am andern Morgen durchwandelten Beide die traurigen Kerker der Unglücklichen. Ha, wer möchte das Elend schildern, daß diese dicken Steinwände verbargen! Es war ein Sonntag, an dem sie diese Höhlen des Unglücks durchwanderten und nie war ein Tag geheiligter, zum wahrhaften Feiertage in dem Labyrinthe des Jammers geworden, als dieser. Nur e i n Gefangener verschmähte stolz jede Gabe der Liebe und des Mitleids mit seinem unglücklichen Schicksale. Es war ein Panduren-Obrist, Freiherr von der Trenk, der hier, ein Opfer des Hasses und der Kabale, zu lebenslänglichem Kerker verdammt war.*) Er verwarf alle Bezeugung der Gnade, nur Gerechtigkeit fordernd, Gerechtigkeit von der Kaiserin, die ihn ungerecht verurtheilt hatte, oder vielmehr von seinen Feinden, die mit der Lüge Hand in Hand gingen, getäuscht, zu diesem furchtbaren Urtheile verleitet worden war. Die mit Ketten an Händen und Füßen und mittelst des Ringes um den Leib an die Wände Geschlossenen, also die schwersten Verbrecher,

---

*) Die Feinde des österreichischen Trenks wußten durch falsche Zeugen die Schuld des Verrathes auf ihn zu laden. Man klagte ihn an, bei der Schlacht von Sorr Friedrich II. in seinem Zelte im Bette gefangen, aber ihn gegen großes Lösegeld freigelassen zu haben. Trotz der Handgreiflichkeit dieser Lüge, welche eine öffentliche Dirne sogar beschwor, ward er zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Seinem Charakter nach war er ein wahrhaft blutdürstiges, moralisches Ungeheuer.

saßen in einzelnen Kerkern oder Behältnissen in den Kasematten. Für diese Armen, die ihr Dasein verwünschten, war die Erscheinung der jungen Frau die eines liebreichen Engels, der sie erquickte. So traten sie in eins der schmalen, zellenartigen Gefängnisse, das sein Licht von oben, durch ein halberblindetes Fenster empfing. Unter Kettengeklirr erhob sich der Bewohner dieses feuchten, schaurigen Ortes von seinem Strohlager. Die Erscheinung eines weiblichen Wesens in diesen Höhlen der Verzweiflung mußte von außerordentlicher Wirkung sein. Hinter der jungen Frau war Caretto unbemerkt eingetreten, er erkannte Guido Renner.

„Daß Er armer, unglücklicher Mensch sich auch einmal freuen kann, komm ich zu Ihm,“ sagte die Freiin von Löwenwalde; „ich will Ihm eine Wohlthat erzeigen. Was wünscht Er sich?“

„Die Freiheit,“ antwortete der Gefangene, „vor diesem Wunsche verstummen alle anderen.“

„Ich kann sie Ihm nicht geben; in meiner Macht steht es nur, Ihm eine Erquickung, eine kleine Freude zu verschaffen,“ sagte die junge Fran. „Die andern Gefangenen wünschen sich Tabak, Wein, Fleisch und dergleichen Dinge — über mehr kann ich nicht verfügen; verlange Er doch so etwas.“

„Erlauben die gnädige Frau mir, Ihre Hand zum Dank für die Engelmilde, die meinen Unglücksgefährten Wohlthaten erzeigt, zu küssen,“ entgegnete Jener. „Das Verbrechen, um welches ich diese schmachvolle Ketten trage,

ist kein solches, welches mich vor mir selber entehren könnte; ich suchte durch zweimalige Flucht meine Freiheit zu erringen, es mißlang und man schmiedete mich in diese Eisenlast.“

„Armer Unglücklicher!“ rief die junge Frau mitleidig; „ich kann Ihm nichts, als eine Erquickung bieten. Daß Er Alles ausschlägt, was ich Ihm gewähren könnte, thut mir weh. Aber ... mein Herr Jesus, was ...“

Die Sprechende unterbrach ihre eigenen Worte, indem sie mit über die Brust gefalteten Händen, wie plötzlich erstarrt, stehen blieb und ihr Blick an dem entblößten, von der Witterung gebräunten Halse des Gefangenen unverwandt haftete.

Eine Pause folgte.

„Wo hat Er dies Medaillon her?“ fragte sie dann, auf ein die heilige Mutter mit dem Jesuskinde vorstellendes, kleines Amulet, in einfacher Goldzarche gefaßt, das an einer Schnur an seinem Halse hing, deutend.

„Ich empfing es von einer Dame, die ich aus Räuberhand rettete — es sind wohl neun Jahre her.“

„Ich war es ... ich!“ rief die junge Frau außer sich. „Ihr also damals mein Retter? o mein Herr und Gott! und in Ketten wie einen Verbrecher muß ich Euch wiederfinden? Sprecht, sprecht, was kann ich für Euch thun? Gebt mir Mittel und Wege an, Euch zu zeigen, daß es noch dankbare Menschen auf Erden giebt. Ach, jene Nacht steht mir vor der Seele ... mein alter, ehrwürdiger Vater und ich, ohne Eure Hilfe wären wir der

Elenden zur Beute geworden. Redet! redet! was kann ich für Euch thun?"

„Helfen Sie ihm zur Freiheit, so machen Sie ihn glücklich," sagte Carretto jetzt näher tretend.

„Wie vermag ich das? ich bin so arm an Macht ... aber nein, nein, ich will zur Kaiserin, ihre Gnade anflehen. Gott wird ihr Herz regieren und ..."

„Geben Sie diesen Gedanken auf, er führt höchstens dazu, daß man ihm den Ring abnimmt, der ihn an diese Mauer fesselt. Die Barmherzigkeit wohnt nicht in den Palästen der Gewaltigen," unterbrach der Arzt ihre Rede, und sich zu dem Gefangenen wendend, umarmte er ihn und sagte: „Ich erkannte Dich gestern, Guido, wie Du mich erkanntest. Giebt es ein Mittel, Dich zu retten, so wirst Du frei."

Die Ueberraschung der Frau von Löwenwalde stieg auf's Höchste, als sie sah, daß Caretto den Gefangenen an sein Herz schloß. Die Zeit war zu kurz, um daß ihr der Arzt eine Erklärung über seine Bekanntschaft mit Guido hätte machen können, wichtiger für ihn war es zu erfahren, was seinen Sohn, wie er den in Eisen Geschmiedeten nannte, hierher gebracht. In kurzen Worten erzählte Guido die Ursache.

„Das sind die Wege der Verworfenen, Alle zu verderben, die es nicht mit ihnen halten," sprach Caretto. „Warum sind wir so schwach und machtlos, um ihre Bosheit nicht vernichten zu können!" . . . .

. . . .

Der Spielberg, dieser Sammelplatz so vielen Unglücks verbarg jetzt das Geheimniß des Erlösungsversuches eines Unglücklichen aus den Fesseln harter Gefangenschaft.

Caretto hatte Frau von Löwenwalde zu diesem Entschlusse bestimmt. Sie bebte freilich vor der Möglichkeit einer Entdeckung angstvoll zurück; aber ihr edles, dankbares Herz errang den Sieg über allen Kleinmuth, über alles Zagen. Ihrer Zofe, noch dasselbe Mädchen, welches in jener Nacht, wo Guido Renner ihr Retter wurde, sie begleitete, konnte sie vertrauen und diese zog des Schließers Tochter, ihre Freundin, eine Person von dreistem, unternehmendem Charakter, in das Geheimniß. Wenige Tage später kam mit dem Morgenrapport die Meldung an den Gouverneur, daß der Gefangene Renner krank sei und der Festungsarzt mußte sich zu ihm begeben. Die Krankheit des Gefangenen hatte keinen weitern bestimmten Ausdruck, als den einer großen Hinfälligkeit, Bleischwere in den Gliedern und Schwindel. Dies befreite ihn von der Arbeit und eine ihm zugesteckte Feile half ihm in den Stunden, wo er, während seine Unglücksgenossen draußen arbeiteten, auf dem elenden Strohlager in wohlverschlossenem Kerker lag, die Glieder seiner Ketten, doch so, daß die Einschnitte nicht bemerkbar wurden, trennen. In den Arbeitsstunden waren die Gänge leer von Soldaten, nur die Wache am Eingange der Kasematten blieb auf ihrem Posten.

Caretto hatte, zur Stärkung der Gesundheit der Frau von Löwenwalde, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt auf

dem Lande verordnet, der greise Gouverneur mußte, so ungern er es that, einwilligen. Der Arzt erbot sich, Frau von Löwenwalde auf das Gut eines Freundes des alten Herrn zu geleiten und dann von dort aus nach Wien zurückzukehren. Da die Entfernung höchstens drei Meilen betrug, so ward die Abreise nicht am frühen Morgen, sondern in den Vormittagsstunden festgesetzt. Der Gefangene, von Allem unterrichtet, zerbrach die durchfeilten Glieder seiner Ketten, nachdem der Festungsarzt die Runde seines Morgenumganges gemacht und Guido's Unglücksgenossen bereits, der Arbeit wegen, ihre Zellen verlassen hatten.

Das Herz schlug ihm so heftig, als wollte es ihm die Brust zersprengen, wie er lauschend auf jeden Tritt von außen an der geschlossenen Thüre seines Kerkers harrte. Die Ketten lagen auf seinem Strohlager, Handgelenke und Fußknöchel waren noch von den Schellen umschlossen, desgleichen sein Leib von dem Eisenringe. Alles lag jetzt in der Hand des Schicksals, seine Zukunft schwebte auf der Gunst oder Ungunst einer einzigen Minute, deshalb durchzitterte Erwartung und Bangigkeit sein Herz so gewaltig, daß seine Glieder schlotterten. Tiefe Stille lagerte über den Kerkern, die so manchen Seufzer, so manchen Fluch der Unglücklichen schon gehört hatten. Ein leises Knistern von Außen drang in sein Ohr; so geräuschlos, als nur möglich, drehte sich der Schlüssel im Schlosse. Die Tochter des Schließers war es. Nachdem er sich in das von ihr mitgebrachte Costüm eines

Maurers gekleidet hatte, verließ er die Kerkerzelle, deren Thüre von ihnen wieder angelegt, die Feile aber vorher von innen in's Schlüsselloch gewaltsam hineingestoßen, zu dem Glauben verleiten mußte, als habe er vermittelst dieses Instrumentes dieselbe sich zu öffnen gewußt.

„Es giebt keine Zeit, um mit mehr Sicherheit zu entweichen," flüsterte ihm diese zu. „Immer, wenn Gefangene ausgebrochen sind, geschah es zur Nachtzeit, deshalb glaubt Niemand an eine Flucht bei hellem Tage. Jetzt gebt Acht, wir müssen die Wache täuschen. Am besten thun wir das durch Lachen. Stimmt nur in alle meine Reden ein und lacht tüchtig mit mir. So nur kommen wir glücklich durch."

Die Täuschung gelang vollkommen, Guido sah einen Maurer in seinem schmutzigen Arbeitskittel und Schurzfell, eine kalkbedeckte Kappe auf dem Kopfe und tief in die Stirn heruntergezogen, auf's Haar ähnlich.

Beider Weg führte zur Commandantur hinüber. Oben auf dem Balkon stand Frau von Löwenwalde, der greise Gouverneur, ihr Schwiegervater und neben ihnen der Arzt.

Der Wagen war bereits vollkommen gepackt, die Kammerjungfer der Frau von Löwenwalde noch beschäftigt bei demselben. Des Schließers Tochter trat mit dem sie begleitenden Maurer näher. Man unterhielt sich, während die Blicke der Dreie sorgsam an den Fenstern des Hofes herumspähten. Man erblickte Niemand und mit einem Sprunge war der Gefangene in den Wagen, unter

dessen Sitz er sich auf den Boden so gut es ging hinstreckte und mit Reiseutensilien aller Art bedeckt wurde. Der Kutscher kam mit den Pferden.

„Laßt Alles so liegen, wie ich's aufgekastelt habe," sagte das Kammermädchen zu ihm, auf die Sachen im Wagen zeigend; „die gnädige Frau hat 's so befohlen."

„Ich bin für die äußern Staatsangelegenheiten," antwortete der Mensch phlegmatisch, „das Innerliche geht mich nichts an."

Des Schließers Tochter blieb im Hofe, mit dem Kutscher sich unterhaltend, während das Kammermädchen hinauflief, um der Gnädigen zu sagen, daß Alles fertig und schon angespannt sei.

Der alte General, um dem Doctor Caretto einen Beweis seiner Hochachtung zu geben, begleitete zu Pferde den Wagen fast eine Stunde weit von der Festung, dann erst wurde Abschied genommen. Die Begleitung des Generals durch die Festungsthore beseitigte jede sonst übliche Visitation, welche die Dienstpflicht den Thorwachtposten auferlegte.

Man hatte bereits das Gut des alten Freundes des Generals, wo dessen Schwiegertochter für einige Wochen sich aufhalten sollte, erreicht, als die Leute vom Felde hereinkommend behaupteten, man höre von der Festung her, vorzüglich in rechter Windrichtung, die Lärmkanone dröhnen, wahrscheinlich müsse Einer dem Käfig entsprungen sein.

Guido Renner war gerettet. Am selben Abende noch

führte den Doctor und ihn, der sich bereits in ein anderes Gewand gekleidet hatte, ein Wagen von dem Gute weg. Erst am nächsten Tage, wo Caretto in dem Wirthshause eines Städtchens blieb, ward Guido von seinem noch an sich habenden Eisengeschmeide befreit, das sie während der weiteren Reise in einen Sumpf versenkten. Die persönliche Sicherheit Guido's war trotzdem immer noch gefährdet. Viele vom Dresdener Hofe waren der Preußen wegen nach Wien geflüchtet. Wie leicht konnte er erkannt werden! Dem Verrath ist nie zu trauen. Es mußte daher ein Mittel aufgefunden werden, ihn unkenntlich zu machen und der Arzt hielt nach langer Ueberlegung eine dauerhafte Hautfärbung für das Geeignetste. Guido setzte ihm keinen Widerstand entgegen, für Erhaltung der Freiheit giebt es keinen zu hohen Preis. Nur wer so lange in Ketten geschmachtet und gleichsam zum Thier erniedrigt wurde, das unter der Zuchtpeitsche seines Wärters jede freie Willensäußerung verliert, kann den Werth der Freiheit und der Menschenwürde am besten ermessen. Guido war kein Jüngling mehr; die fast achtjährige Sklaverei hatte einen düstern Schleier über sein sonst so heiteres, lebensmuthiges Gemüth gebreitet, er war ernst geworden in den einsamen Gräbern des Spielbergs. Sein Lebensplan war zerrissen durch die Kluft, welche ihn auf so viel Jahre aus der Reihe der freien Menschen geschieden hielt; er wendete sich, geleitet von Caretto, der ausübenden Heilkunde zu und sein eiserner Fleiß machte ihn bald des Lehrers würdig. Das ernste Studium der erhabenen Wissenschaft ersetzte ihm die

verlornen Freuden der Jugend, indem es seinem Leben einen neuen Werth verlieh. Um für ihn einen Platz zu finden, wo er sich unter seiner Anleitung der Praxis der Heilkunde ganz und ohne Gefahr für seine Sicherheit fürchten zu müssen, wählte Caretto Prag.

Die Baronin sagte, als er seine Erzählung beendet hatte:

„Wir haben Beide ein schlimmes Schicksal durchlebt. Möge es denen verziehen sein, die es uns bereiteten."

Von Caretto erfuhr sie Näheres über die Verbindung, in der ihr verstorbener Vater mit ihm, dem Arzte gestanden; jedoch auch er war nicht im Stande, über dessen Ende ihr eine nähere Auskunft zu geben. Ruhte doch auch für ihn, trotz aller sorgfältigen Nachforschungen, ein Dunkel über dem Schicksale der ehemals mit ihm geheim Verbundenen. Wenn es noch möglich war, ihnen Beistand zu leisten, so konnte es nur jetzt geschehen, wo in Sachsen ein fremdes Regiment geführt ward, wo Brühls Allmacht keine Geltung mehr hatte. Dieser Gedanke beschäftigte Caretto angelegentlich, und eines Tages erklärte er der Baronin, den Schauplatz seines Wirkens verändern und nach Sachsen sich wenden zu wollen. Unter dem Namen seiner Tochter solle sie die Reise dahin mit ihm machen. Wer konnte freudiger ein solches Anerbieten annehmen, als Helene? Im Schutze Friedrichs von Preußen erblickte sie die einzige Möglichkeit, für die Freiheit ihres Gemahls zu wirken. Der Gedanke durchglühte ihr Herz mit großer, heiliger Inbrunst. Das Gefühl, ein Land zu

verlassen, wo ihr eine so mächtige Feindin lebte, ihr Entdeckung auf jedem Schritte drohte, die Oeffentlichkeit für sie von größter Gefahr war, mußte als eine wohlthätige Beruhigung auf den Fortschritt der vollkommenen Genesung Helenens einwirken. Caretto bemerkte, daß eine gewisse Veränderung in Guido's Wesen vorging, überraschte ihn zuweilen, wie seine Blicke unverwandt und mit dem Ausdruck von Leidenschaft auf der Baronin hafteten. Die Ueberzeugung, daß die frühere Neigung zu ihr in dem Herzen Guido's allmälig wieder erwache und ihn bald ganz beherrschen werde, beunruhigte den Arzt nicht wenig. Er betrachtete ihn als ein Geschöpf, das sich nur seinem Willen zu fügen habe und jede andere Neigung die Rache an seinem Erzeuger, Brühl, welche Guido ihm mit hohen Eiden, nach seiner Rettung aus dem Kerker des Spielbergs, zugeschworen hatte, beeinträchtige. Freilich war jetzt noch keine Aussicht zur Erfüllung dieses einzigen Wunsches Caretto's vorhanden; aber ein so fester Charakter, als der des Arztes, gab eine solche mit seinem innersten Wesen eng verbundene Hoffnung nicht so leicht auf.

Wir wenden des Lesers Aufmerksamkeit einem Schauplatze zu, der in der Geschichte des siebenjährigen Krieges durch eine furchtbare Katastrophe, deren er leider für lange Jahre hinaus ein trauriges Zeichen ward, nämlich Dresden, und im weiteren Sinne Sachsen.

Die Feindin Friedrichs von Preußen, die Königin von Sachsen, war plötzlich am 17. November 1757 gestorben. Ihre Hoffnung, den von ihr mit aller Kraft der Bigotterie gehaßten Preußenkönig gedemüthigt, vernichtet zu sehen, blieb unerfüllt; die Schlacht bei Roßbach (den 5. November), in der Friedrich das stolze französische Heer und die mit demselben verbundene Reichsexecutionsarmee total schlug, erfüllte die hohe Frau mit so tiefem Gram, daß sie zwölf Tage später dem Tode in die Arme sank.

Brühl, der sich mit dem Churfürst-König und den beiden Prinzen Xavier und Karl in Warschau aufhielt, besaß sofort eine Feindin weniger, welche kurz vor ihrem sie so schnell erreichenden Ende den Entschluß gefaßt hatte, nach Warschau zu reisen, um ihrem hohen Gemahl die unverwerflichsten Zeugnisse und Belege von der schandbaren Staatsverwaltung dieses seines Ministers und Günstlings, welche sie zu dessen Sturze gesammelt hatte, vorzulegen, weswegen Brühl ihren so plötzlichen Tod nur als einen ihm höchst günstigen Glücksfall betrachten konnte.

Friedrich von Preußen hatte die Gräfin Brühl, welche ihrem Gemahl nicht nach Warschau gefolgt, sondern in Dresden geblieben war, arretiren und dann nach Polen bringen lassen, um eine Feindin, die keine Gelegenheit unbenutzt hätte vorübergehen lassen, feindlich, mithin im Sinne ihres Gemahls, und eben so geheim, wie dieser, gegen ihn minirt haben würde, zu entfernen und unschädlich zu machen. Diese preußische Härte, über welche die Anhänger Brühls ein lautes Geschrei erhoben,

war in der That nur gerechtfertigt durch die Ueberzeugung Friedrichs II., wie, trotz der weiten Entfernung zwischen Warschau und Dresden, der Einfluß des Ministerregenten nicht aufgehört habe und Schonung gegen die Brühl'sche Clique eine unverantwortliche Thorheit sein müsse, da so leicht durch dieselbe den preußischen Plänen nicht nur Abbruch, sondern auch Verrath und in dessen Folge Verderben derselben drohen konnte. An der Spitze dieser Freunde Brühls standen der Minister Graf von Looß, der Oberconsistorial-Präsident von Globig und der Geheimrath von Stammer.

Die sächsische Armee war, wie bereits erwähnt, in preußische Bataillone verwandelt worden, und die Gardedu-corps des Churfürst-Königs zu preußischer gemacht. Die auserwählt schönen Männer dieses Corps gefielen Friedrich II. so wohl, daß er einen Theil desselben bei sich behielt.

Der Monarch vergaß, daß die Uniform nur dem Aeußeren des Soldaten einen andern Anstrich zu geben vermöge, aber das Herz, das unter ihr schlug, nicht verwandeln könne. Wenn es auch Treulose gab, denen jeder Herr der rechte war, so machte die sächsische Armee doch in ihrer Gesammtmasse eine rühmliche Ausnahme davon. Am schmerzlichsten fühlte sich der ehrliche Wachtmeister Schäfer von diesem Wandel niedergedrückt; sein treues Sachsenherz empörte sich, die preußische Uniform tragen zu müssen, aber dem Zwange mußte er unterliegen. Das einfache und rechtschaffene Soldatengemüth hatte den härtesten Schlag er-

fahren, welcher es nur je treffen konnte. Seine Liebe zu Meta war durch das Verbrechen, dessen die Aermste geziehen wurde, zerstört worden.

Die Milde der Churprinzeß hatte verhindert, daß man das arme, hartnäckig das ihr aufgebürdete Verbrechen läugnende Mädchen der Tortur zur Erpressung eines Geständnisses unterwarf und ihr fünfjährige Zuchthausstrafe zuerkannte. Der Wachtmeister, obwohl kein Mann von weichem Charakter, fühlte sich in seinem Innern vollkommen verstört und es dauerte lange, ehe der tiefe Schatten von Gram seine Stirn verließ. Sein Glaube an die Menschheit war hart angetastet und er sagte manchmal, im Groll darüber, zu sich: „Auf wen will sich denn der Herrgott denn noch verlassen, wenn er eine reputirliche Frauensperson so zu Falle kommen läßt!“ — Und wenn er so recht darüber nachdachte, wie Alles gekommen und geschehen sei, da wollte es ihm manchmal erscheinen, als wäre Alles nur ein Spuk, eine reine Unmöglichkeit.

Das hielt er wohl in seinem Herzen fest wie einen Sonnenblick, an dem er sich erquickte; aber die Wirklichlichkeit war ein recht harter und eisiger Windstoß, der diese schöne Wahrscheinlichkeit über den Haufen warf, oder wenigstens ganz in den Hintergrund seines Herzens zurückdrängte. Durch Meta war er mit Frau Barbara, der Haushälterin Menzels, bekannt geworden, die würdige Matrone sah ihn gern kommen, denn er sei, wie sie sich auszudrücken pflegte, ein rechter und wahrhafter christlicher Kriegsknecht, wie sie der liebe Gott gern habe.

Die fünfjährige Strafzeit Meta's war verbüßt; sie wurde entlassen und ging nach Meißen, ihrem Geburtsort.

„Na, jetzt müssen der Herr Geheim-Secretair für die arme Muhme doch etwas thun,“ sagte Frau Barbara — „Du meine Güte, wovon soll sie denn existiren? In Meißen giebt ihr kein Mensch einen Groschen, denn die Leute dort haben wohl das Evangelium, wo vom verlornen und wiedergekehrten, reumüthigen Sünder die Rede ist, auf der Zunge; aber im Herzen haben sie es nicht. So ein unglückliches, aus dem Zuchthaus kommendes Geschöpf ist von allen Menschen wie der böse Feind angesehen. Beistehen thut so einer armen Seele Niemand; was bleibt ihr denn da übrig, als wieder zu stehlen?“

„Ich habe keine Verwandtschaft im Zuchthause,“ antwortete Menzel vornehm — „laß Sie mich ungeschoren.“

„Oho! so, so! machen der Herr Geheim-Secretarius mir die Pferde nicht scheu,“ entgegnete Frau Barbara — „wir sind ja erschrecklich hoch auf dem Baume — ist das christlich? he? Na, mir kommen Sie nicht mit Ihrem Christenthume. Der Herr Geheim-Secretarius sind wohl über Alles hinaus, daß Sie das Sprichwort des Herrn Christi verschwitzt haben: „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist?“ Nu, nu, Hochmuth kommt vor'm Fall und 's ist noch nicht aller Tage Abend! Merken Sich das der Geheim-Secretarius, eine alte Frau sagt's Ihnen.“

Der Geheim-Secretair fühlte sich unangenehm von dieser Redensart Barbara's berührt; Blässe überzog sein

Gesicht und er ging in's Nebenzimmer, um — nichts mehr zu hören. Indeß, am Abend schien er anderen Sinnes, ja sogar großmüthig geworden zu sein, denn er gab Frau Barbara funfzig Thaler für Meta.

„Wenn Er, Herr Wachtmeister, sich Urlaub nehmen möchte, da würde ich Ihn einladen, mit nach Meißen hinunter zu wandern," schlug Frau Barbara diesem vor, als sie am nächsten Morgen beim Gange durch's Schloß ihm begegnete. „Ich glaub's nicht, daß Er das arme Ding, die Meta, so ganz aus dem Gedächtnisse verloren haben sollte."

„Die Reputation! die Reputation, gute Frau Barbara," wandte der Wachtmeister dagegen ein — „Unsereins ist ein Mann, dem die Ehre zu allen Knopflöchern herausguckt und so ein Besuch bei einer Person, die . . . denke Sie sich doch?"

Aber Frau Barbara wußte derlei Bedenklichkeiten bald niederzuschlagen, denn das hatte sie längst bemerkt, daß der Herr Wachtmeister die Meta nicht vergessen habe, wenn er auch, seiner Reputation halber, so that, als sei ihm die herzallerliebste Jungfer ganz gleichgültig geworden. Mit dem Marktschiff fuhren also Beide am frühen Morgen nach Meißen hinunter. Daß gerade Jahrmarkt daselbst war, kam dem ehrlichen Schäfer wie gefunden, denn da hatte seine militairische Reputation doch einen Vorwand, sich dort ungenirter bewegen zu können.

„Sehn Sie nur, liebwertheste Frau Barbara, wie das Volk unser Einen anguckt, als wäre man der Riese

Goliath," machte der Wachtmeister seine Reisegefährtin aufmerksam, als sie sich mitten durch den Jahrmarktstrubel drängten — „ja, 's ist grausam, unser Eins ist für das dumme Volk so 'ne Art goldnes Kalb — 's liegt aber blos in der Reputation; man ist was Ordentliches, und so was sieht man nicht alle Tage."

Natürlich mußte eine colossale Gestalt, als der Wachtmeister, den Leuten auffallen, denn die andern Menschen sahen neben ihm wie Weidenruthen aus. Die Frau Barbara hatte übrigens ganz recht, wenn sie ihn damit tröstete: „daß, wenn sie nur erst das Marktgewühl hintec sich hätten, da würde das Gaffen schon nachlassen."

Die Jungfer Meta wohnte in dem ehemaligen Eigenthume ihres verstorbenen Vaters, ein kleines Haus, fast am Ende der Stadt; da war ihr ein Hinterstübchen zum Auszuge geblieben und dies ihr Alles auf der Welt, denn sie wagte sich kaum hinaus auf die Straße, aus Schaam und Angst vor den Leuten, die über die Zuchthäuslerin ihre giftigen und lieblosen Bemerkungen machten, welche ihr die Seele durchschnitten. Das Hinterstübchen hatte schon viel tausend Thränen gesehen.

Wie nun Frau Barbara und der Herr Wachtmeister eintraten bei ihr, da sank das arme Geschöpf in die Knie vor Schaam und bedeckte, unter heftigem Schluchzen, ihr Gesicht mit der Schürze.

„Na, na, Jungfer, wir kommen ja aus gutem Herzen zu Ihr, nicht um Ihr Böses zu thun — fasse Sie sich doch! Himmlischer Vater, mit dem Flennen wird nichts

gut gemacht," redete Frau Barbara gutmüthig. „Gebe Sie sich zur Ruhe und freue Sie sich lieber, daß Sie einmal wieder Menschen sieht, die 's gut mit Ihr meinen."

„Ach, wer kann 's denn mit mir gut meinen!" schluchzte Meta — „auf mir lastet ja alle Schande der Welt, und wer glaubt's denn, daß ich unschuldig bin an dem bösen Thun? Wenn ich's auch sage — und ich werde das sagen, wenn jetzt auch der Tod zu mir träte, und mich wegnähme — mir glaubt's doch Niemand. Für mich wär's Beste gewesen, wenn ich im Zuchthaus gestorben wäre, da wäre Alles aus."

Dem Wachtmeister fuhr das helle Wasser in die Augen; er hatte noch gar kein Wort geredet, desto mehr pochte ihm das Herz. Wie er so das arme Wesen ansah, wie es auf die Knie gesunken, sich so ganz dem Grame hingab, der seine Blüthe und Lebenslust gebrochen, da trat wieder mit solcher Gewalt die Ueberzeugung vor ihm hin, daß sie unschuldig sein müsse, daß er Meta plötzlich bei beiden, die Schürze vor ihr Gesicht haltenden Händen ergriff und sie aufzog.

„Jüngferchen . . . Jüngferchen," sagte der ehrliche Mann, „sehe Sie mich einmal an . . . meine Sie nicht etwa, daß mir Ihr Unglück nicht zu Herzen geht . . . 's hat mich turbirt genug, das weiß der Herrgott; aber der weiß es auch, wie mir's immer zu Sinne gestiegen ist, daß Sie das schändliche Verbrechen gar nicht begangen hat. Und . . . und . . . ich glaub's auch nicht anders, ich glaub's nicht."

Das klang so treuherzig, so rechtschaffen, daß Meta die Schürze aus den Händen gleiten ließ und ihre verweinten, niedergeschlagenen Augen schüchtern zu ihm aufhob. „Ach, wie Er mir wohlthut! das lohne Ihm der liebe Gott in diesem und jenem Leben,“ sagte sie leise. „Habe wohl tausend Mal an Ihn gedacht, ob Er mich denn auch für eine so schlechte Person halten möge, als wie sie mich dazu gemacht haben und 's ist mir recht weh im Herzen geworden, wenn ich mir immer sagen mußte: er kann gar nichts Anderes denken, als was die Leute sagen. Und jetzt auf einmal kommt Er und redet ganz anders. Aber bleib Er bei dem Gedanken, Herr Wachtmeister, laß Er ihn um Gotteswillen nicht aus Seinem Herzen heraus. Er weiß es ja, wie traurig es dem frommen Hiob ergangen ist, der auch alles Unglückes voll wurde und Schande und Trauer und großes Herzeleid über sich hereinstürzen sah und der doch wieder zu Ehren gelangte, weil er zu Gott hielt und auf den vertraute in all' seiner großen Noth. Und das thue ich auch. Hab' mich mein Lebtag nicht vom Herrgott abgewendet und richte jetzt, wie früher, all' meine Hoffnung auf ihn, daß er mir helfen möge in meinem tiefen Leid — und der wird's auch, gebe Er Acht, guter Herr Schäfer, der wird's, denn das ist der rechte Waisenvater, der rechte Helfer in aller Zeit.“

„Amen!“ sprach Frau Barbara, tief ergriffen von dem gläubigen Gottvertrauen der armen Geschändeten, und dem Wachtmeister kam eine so große Ueberzeugung von

der Unschuld Meta's in's Herz, daß er laut rief: „Nein, sie ist unschuldig — ich beschwör's mit auf's Cruzifix. Und wenn's Gott an den Tag bringt, daß es vor aller Leute Augen klar wird, dann heirathe ich Sie, Jungfer — gewiß und wahrhaftig, ich mache Sie zu meiner Frau. Da soll mir nur Einer sein ungewaschenes Maul aufreißen, soll's Einer nur wagen, Sie zu kränken — ich bin kein Landsknecht, der sich mit Fluchen und Sakermentiren bei jeder Gelegenheit herausreißt — aber Gott soll mich strafen, wenn der nicht die letzte Suppe für diese Welt geschluckt hat. Lassen wir aber jetzt das traurige Wesen fahren. Da, sehe Sie doch nur ein einzig Mal auf den Schnipps, der alte Kerl ist ganz niedergeschlagen, weil Sie ihn noch nicht angesehen hat — mit dem Schnipps sind wir ja Alle wieder beisammen."

Die Herzlichkeit, die nach so langer Zeit wieder dem armen Mädchen zu Theil wurde, war eine außerordentliche Wohlthat für dasselbe. Gram und die Jahre — der letzteren waren sechs verflossen — hatten einen recht tiefen Eindruck auf Meta bewirkt; das blasse, abgehärmte Gesicht ließ fast gar nicht mehr auf die ehemaligen hübschen, freundlichen Züge desselben schließen, die rothen, von vielem Weinen getrübten Augen vervollständigten den traurigen Anblick der Verwüstung, welchen das große Unglück in ihrem Aeußern hervorgerufen.

Frau Barbara händigte ihr die Unterstützung vom Herrn Geheim-Secretarius ein und, wie natürlich, fragte

Meta nach dem guten Vetter, der so freundlich sich gegen sie in der Noth bezeigte.

„Na, mit dem habe ich manchmal tüchtige Sperenzien,“ meinte die Matrone — „das ist 'n Mosje, aus dem keine Menschenseele klug werden kann. Oft thut er so vornehm, als wäre er dem lieben Gott zu Gefallen auf der Welt, dann wieder ist er windelweich, so daß ich zuweilen auf dem dummen Gedanken gekommen bin, als hätte er eine Angst in seiner Seele, die ihn niederbeugt, und wenn's so mit ihm ist, weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat, da kommt er erst in den Morgenstunden aus dem italienischen Keller oder aus dem baierischen Brauhause in Friedrichstadt. Habe ihm darüber freilich den Kopf zurechtgesetzt, aber das hilft Alles nichts. 'S ist 'n rechter Lüdrian geworden, der Geheim-Secretarius, möchte nur in aller Welt wissen, wo er das Geld dazu hernimmt? Der Gehalt giebt das nicht her. Und bei allen Teufeleien thut er auch mitmachen. Wie gesagt, manchmal denke ich mir so in meinen Gedanken, er hat mit dem bösen Feind einen Pakt abgeschlossen, der ihm, wie dem Doctor Faustus — Gott behüte uns! — immer Geld liefert. Zuweilen sitzt er auch ganze Nächte und arbeitet — bei der verkehrten Lebensweise kann's nicht lange mehr fortgehen.“

Für Frau Barbara war es in der That ein großer Kummer, solches von ihrem Herrn Geheim-Secretarius berichten zu müssen. Sie war eine zu gute, alte Frau, um nicht an Allem herzlichen Antheil zu nehmen, was

ihn betraf. Ehe sie und der Wachtmeister wieder aufbrachen, um Meta zu verlassen und beim Fuhrmann sich ein paar Plätze zur Rückfahrt nach Dresden zu reserviren, hatte sie dem armen Mädchen versprochen, es mit Arbeit zu versorgen.

„Das ist heute ein großer Feiertag für mich gewesen," sagte Meta mit tiefer Empfindung, als sie Abschied nahmen. „Habe manchmal gedacht, wie es den armen Blinden sein mag, die ihr Gesicht durch einen Glücksfall wieder erhalten und so plötzlich alle Pracht und Herrlichkeit in der großen Gotteswelt schauen: jetzt weiß ich's. Das Unglück hat mich zur Blinden gemacht, die es nicht wagte, hinauszutreten unter die Menschen, die ihre Augen aufschlagen können und dürfen, wie es ihnen Vergnügen macht — und heute ist in meine Nacht der Trost des Lichtes gekommen; ich habe gute Menschen gesehen, die mich nicht eines so abscheulichen Verbrechens fähig halten. Das dank' Euch Gott und vergelte es Euch mit tausendfacher Freude."

Der ehrliche Schäfer trug sich jetzt mit keiner anderen Sorge, als es möchte Licht in die Dunkelheit des Verbrechens kommen, um dessenwillen Meta eine so entehrende Strafe gelitten hatte. Zu jener Zeit war die Humanität noch nicht zu der Stufe gelangt, wie in unsern Tagen, wo der Verbrecher, der seine Strafe verbüßt hat, als ein ehrsames Mitglied der Gesellschaft betrachtet wird. Man trug damals einen Abscheu gegen die aus den Strafanstalten herauskommenden Subjecte und

diese Verachtung ließ sich, selbst wenn ihr späterer Lebenswandel tadellos war, nicht ganz verwischen.

Die Liebe zu Meta war in dem Herzen des Wachtmeisters wieder in ihr volles Recht getreten; aber durfte er seiner Ehre wegen an eine Verbindung mit Meta denken? Mußte er nicht, wie er ganz richtig sagte, seiner Reputation wegen, sogar die dann und wann bei ihr in Meißen abgestatteten Besuche als ein Geheimniß verhüllen, um nur jeden Verdacht, als ginge er mit verdächtigen und ehrlosen Personen um, von sich abzuwehren?

Wenn ihn dieser Gedanke außerordentlich verdüsterte, so kam ein ihn noch weit kränkenderer hinzu, der seine Ehre als sächsischer Soldat hart antastete: wir meinen die, durch von Friedrichs II. geschehene Besitznahme Sachsens erfolgte, Verwandlung des sächsischen Heeres in preußische Bataillone. Das war für ein so patriotisches Soldatenherz ein harter Schlag, um so mehr, als er schweigend ertragen werden mußte, denn die Preußen paßten auf jedes Wort, daß Einer im Uebermuthe über die Lippen springen ließ, ohne vorher seine Umgebung sich genau zu besehen. Der einzige Ort, wo der brave und sich so tief gekränkt fühlende Soldat seines Herzens Groll ohne Scheu ausschütten konnte, war eben bei Frau Barbara, die jetzt ganz mutterseelenallein in dem Logis ihres Herrn wohnte, da derselbe, mit Brühl, dem König und den beiden Prinzen nach Warschau gefolgt war. Wenn irgend etwas, wie wir früher schon bemerkten, die große Abneigung der Sachsen gegen die Preußen nicht nur zu unterhalten, sondern auch

zu einer Erbitterung zu steigern vermochte, die nur der Zwang der Verhältnisse niederhielt, so war es das sich wie ein Lauffeuer verbreitende Gerücht, daß die Königin von dem zum Commandanten Dresdens ernannten preußischen General Wylich und dessen Begleiter, dem preußischen Major Wangenheim, gewaltsam von der Thür ihres Privatzimmers, welche zu den drei Gemächern, in denen das geheime Cabinetsarchiv verwahrt wurde, zurückgestoßen und der Eingang aufgesprengt worden sei*). Die nachfolgenden Handlungen der Preußen, das Ausräumen des Dresdener Zeughauses und die Fortschaffung dessen Inhalts: 250 Stück Kanonen und Mörser, nach Magdeburg, so wie die Rekrutirung in Sachsen für Friedrichs Heer vermehrten den Groll nur noch.

Weniger wurde das Volk durch die plötzliche Entlassung des sächsischen Ministeriums berührt, an dessen Spitze der ehemalige Lakai Hennike, der unverschämte Günstling seines unverschämten Meisters, Brühl, stand. Man konnte über einen Umstand dieser Art kein Bedauern empfinden, da Jedermann diese Blutsauger und Glückspilze haßte.

Der Wachtmeister fand also bei Frau Barbara einen sichern Tummelplatz für seinen schweren Aerger an allen diesen Vorgängen. Eines Abends kam er zu

*) Die Papiere des geheimen Cabinetsarchives waren bereits eingepackt und sollten nach Polen geschickt werden. Der geheime Briefwechsel von 1746—56 soll 40 Bände stark gewesen sein.

ihr, in seinen Reitermantel gehüllt, seinen Schnipps bei sich. „Morgen müssen wir Wache in Moszynskaischen Garten beziehen,“ sagte er verdrießlich — „der König kommt aus Böhmen (nach der Lowositzer Schlacht nämlich) wieder zurück und wird da draußen wohnen, wie früher. Dresden bleibt also sein Hauptquartier für diesen Winter und man lernt uns preußisch beten, weil wir immer nur die Bitte im Kopfe haben: Und erlöse uns von dem (preußischen) Uebel.“

„'S ist schrecklich, Herr Schäfer, wie man uns mitspielt,“ stimmte Frau Barbara bei — „'s muß einem Stein jammern.“

„Wem haben wir aber diese schöne Suppe zu danken?“ rief der Wachtmeister ärgerlich — „dem Herrn Ministerregenten — Niemand anderem. Da hat er seit **1746** unsre Arme, die in Friedenszeiten sonst gewöhnlich **25,000** Mann betrug, auf **15,000** vermindert, und wir waren natürlich, als es galt, uns zu wehren, ohne Saft und Kraft einem kriegslustigen Feind gegenüber*). Der Herr Generallieutenant von Spörken, mein hoher Gönner, ist über die Geschichte teufelswild, und zu Ihr gesagt, Frau Barbara, er schimpft schmählich auf des Herrn

*) Der Leser würde irren, wenn er sich der Meinung hingäbe, diese zehnjährige Ersparniß von ohngefähr zehn Millionen sei den mit Abgaben so schwer belasteten Volke zu Gute gekommen. Um die Kosten des königlichen Haushalts und die übermäßige Verschwendung Brühls in seinem eigenen Haushalte zu bestreiten, wurden diese ersparten Millionen verwendet.

Ministerregenten Excellenz üble Wirthschaft. Na, unser Einer muß das Maul zu solchen Dingen halten, man versteht nichts davon; aber der Herr Generallieutenant, das ist schon ein Mann, der das ganze ABC der Staatsweisheit im Kopfe hat."

„Wie geht's denn jetzt dem guten Herrn?" fragte Frau Barbara.

„I nu, so weit gut, das Zipperlein hat doch nachgelassen. Auf morgen habe ich Hochdemselben versprechen müssen, den Vormittag bei ihm zuzubringen. Der Doctor hat ihm da eine Bähung verordnet, wenn's ihn über Nacht wieder so heftig im Fuße reißt. Mit seinem Bedienten, dem Gottfried, ist nichts los, der Herr Generallieutenant ärgert sich die Schwindsucht über den Tölpel an den Hals. — Steh' Er mir morgen bei, Schäfer, hat er deshalb heute zu mir gesagt, Er ist 'n vernünftiger Kerl, kein solcher Esel, wie der Gottfried; mache Er mir die Bähung."

Die Unterhaltung sprang auf andere Dinge über. Die Matrone sagte, sie möchte nur in aller Welt wissen, was ihr Herr mit dem preußischen Legations-Secretair, Herrn Plaßmann, für eine dicke Freundschaft habe, der sei schon ein paar Mal da gewesen und hätte sich angelegentlich erkundigt, ob sie, die Frau Barbara, nicht an den Herrn Geheim-Secretarius bei Gelegenheit ein Briefchen schicke. Die habe ihm aber erklärt, sie verstehe nicht zu schreiben, und so müsse das auch unterbleiben, worauf Herr Plaßmann ihr gesagt: er frage blos deshalb, weil eine junge Dame gern ein Brief-

chen an den Herrn Geheim-Secretarius, dem das sehr lieb sein würde, befördert sehen wolle, und da es ihr, der Frau Barbara, gewiß nicht schwer werden würde, mit dem reitenden Boten, der hier vom churfürstlich-königlichen Hofe aus die Briefe nach Warschau an des Königs von Polen Majestät und dessen Allerhöchstdemselben dorthin gefolgtem Personal zu bringen habe, ein Briefchen hinzuschicken an Herrn Menzel, so möge sie doch den Auftrag übernehmen. Der Herr Geheim-Secretarius würde sich gewiß recht sehr darüber freuen.

„Na, was blieb mir zuletzt übrig, als endlich Ja zu sagen?“ fuhr Frau Barbara fort; „heute Nachmittag hat er mir denn so ein Briefchen gebracht, morgen will ich's in's Marschallamt tragen, da kommt's mit fort. Sehe Er doch einmal, was drauf steht?“

Der Wachtmeister besah und las die deutsche Aufschrift. 'S ist von 'nem Weibsbilde, das sieht man gleich an der Handschrift,“ sagte er, „wird wohl eine Liebesgeschichte sein, denke ich mir.“

„Oho! so, so! wie käm's denn, daß ich nichts davon wüßte?“

„Nu, nu, Frau Barbara, Ihr Herr Geheim-Secretarius wird Sie doch nicht um Permission fragen sollen, wenn er sich zufällig verliebt hat?“ lachte Schäfer, den Brief auf ein Tischchen hinschiebend.

Und wieder wendete sich die Unterhaltung in den seltsamsten Sprüngen andern, und zwar den verschiedenartigsten Dingen zu. „Gott verhüte nur, daß wir keine

Schlacht hierher kriegen, da kann man nicht genug dafür dem lieben Herrgott bringen," sagte die Matrone in voller Angst.

„Ja, wer kann's wissen!" rief der Wachtmeister, „die Oesterreicher können uns bald mal einen Besuch machen."

„Na, da sei uns der Himmel gnädig! Das ist ein Bissel saubre Gesellschaft," redete die Matrone; „erinnere mich noch mit Schauder an diese Gottseibeiuns! wir wohnten damals in der Gegend beim Falkenhofe, als sie die Schlacht bei Kesselsdorf verloren hatten. Du, mein Herr Jesus! sollten unsere Bundesgenossen sein, und wie sie hier durchretirirten, plünderten sie nicht nur die Vorstädte, sondern auch das Feldschlößchen und das Dorf Plauen, daß es zum Gotteserbarmen war. Da ist ja vollkommene Schwefelbande dabei gewesen."

„Da hat Sie Recht, Frau Barbara, richtige Teufelsbrut," stimmte Schäfer bei, „die Croaten, Panduren und Rothmäntel zum Beispiel. Aber denke Sie ja nicht, daß die Preußen es höflicher machen, da irrt Sie sich. Jetzt haben sie Sachsen nur „in Depot"; aber lasse Sie sie einmal als Feinde kommen mit Sturm und Donner, da sieht man sein blaues Wunder auch."

„Bitt' Ihn um Gotteswillen, Herr Wachtmeister, hör' Er auf, das Unglück kommt mir sonst im Schlafe ein und ich graule mich die ganze Nacht."

Eine halbe Stunde später verabschiedete sich Schäfer von ihr.

Am andern Morgen hatte Frau Barbara keinen ge-

ringen Schreck, als sie sich in der neunten Stunde in's Hofmarschallamt begeben wollte. Der Brief war nicht mehr zu sehen, endlich fand sie ihn unter dem kleinen Tisch, aber in welchem Zustande. Des Wachtmeisters Schnipps hatte gestern Abend da gelegen, der Brief, den Schäfer vielleicht auf der plattpolirten Tischplatte zu stark hingeschoben hatte, daß er hinten heruntergefallen war, erschien jedenfalls dem Hunde als ein passender Zeitvertreib. Das Siegel war zerbissen, die stumpfen Zähne des hochbejahrten Thieres hatten indessen keinen weiteren Schaden gebracht, als an dem Briefe herumgeknatscht, so daß er in diesem Zustande durchaus nicht abzusenden war. In der Angst ihres Herzens beschloß Frau Barbara, sich Rath bei dem Herrn Wachtmeister zu holen, der, wie sie wußte, heute Vormittag bei seinem hohen Gönner, dem Herrn Generallieutenant, zu finden war. Den Brief mußte er sehen, ob da vielleicht noch zu helfen oder was eigentlich damit anzufangen sei?

Der Gottfried vom Herrn Generallieutenant sagte: „der Wachtmeister sei schon dagewesen; ob er wiederkomme, wisse er nicht.“ Das war ein Schreck für Barbara! was sollte sie nun machen, wo ihn aufsuchen?

„Ist Er denn ganz des Teufels, hier im Entrée zu conversiren, während ich drin auf Ihn warte?“ polterte der Herr Generallieutenant zur Thüre heraus.

Die Matrone glaubte den Tod davon zu haben; das war eine Stimme, wie sie sich ohngefähr den Posaunenschall dachte, der die Mauern Jericho's über den Haufen

geworfen. Der Gottfried schob ohne Weiteres, die ihn zur Last gelegte Säumniß auf Frau Barbara, die nach dem Wachtmeister gefragt hätte. Dem Herrn Generallieutenant konnte der außerordentliche Schreck der guten Frau nicht entgehen, das war zu auffallend; er fragte sie, was sie vom Wachtmeister Schäfer wolle?

„Der Schnipps hat . . . den Brief ruinirt,“ stammelte Frau Barbara; „wie sollen wir ihn jetzt fortbringen? Ich weiß es nicht . . . und wollte mit dem Herrn Wachtmeister deswegen sprechen.“

Eine Rede gab die andere; der Generallieutenant erfuhr, daß es ein Liebesbrief an ihren Herrn Geheim-Secretarius sei, den der preußische Legations-Secretair Plaßmann ihr zur Beförderung übergeben.

„So? der Legations-Secretär macht den Unterhändler bei Liebsgeschichten? Hm, gebe Sie doch einmal den Brief her.“

Der gewaltige Kriegsherr nahm ihr ohne Weiteres den Brief ab, den sie zitternd in der Hand vor sich hielt. Er trat ans Fenster, betrachtete ihn nach allen Seiten, las die Adresse und faltete ihn dann auseinander. Nachdem er mit größter Aufmerksamkeit den Inhalt durchgelesen, wobei sich verschiedene Falten, wie die Vorboten eines argen Donnerwetters, auf seiner Stirne zeigten, wendete er sich zu Frau Barbara und sagte:

„Ich kenne die mit ihrem Herrn Geheim-Secretarius liebäugelnde Dame und werde den Brief selber an ihn bestellen. Gehe Sie in Gottesnamen, meine Gute,

— sei Sie ohne Sorgen, verlasse Sie sich auf mich — der Brief kommt an den rechten Mann. Adieu!“ — Und so ging er in sein Zimmer.

Frau Barbara sagte im Fortgehen zu sich:

„Habe ich doch die Angst vom Halse! der Herr Generallieutenant ist ein gewaltiger Kriegsoberste in Israel, aber gegen unser Einen doch ein ganz charmanter Herr.“

Der Gottfried mußte gleich mehrere sächsische Herren zum Generallieutenant rufen und konnte sich gar nicht enträthseln, was das nur heißen solle, daß die sich mit seinem gnädigen Herrn einschlossen und eine ganze Stunde lang etwas verhandelten.

„Zu morgen früh bestell' Er mir Post nach Breslau; morgen früh um sechs Uhr müssen wir fort — hört Er?“ befahl der Generallieutenant.

„Daß Dich das Mäuschen! — Hat kaum 's Zipperlein verloren, ist er schon wieder oben d'rauf und will in der Welt herumkutschiren — 's ist doch eine Strapatze über die andere bei uns!“ brummte Gottfried.

Der König von Preußen kam am Abend desselben Tages wieder nach Dresden zurück, ein Gardeducorps-Wache machte die Honneurs in seinem Quartier, dem Moszinskaischen Gartenpalais. Die Dresdener hatten sich in gehöriger Anzahl versammelt, um den Sieger von Lobositz zu sehen. Frau Barbara war auch hingegangen, nicht des preußischen Kriegsfürsten willen, sondern um mit dem Herrn Wachtmeister zu sprechen. Der wußte schon Alles und sagte ihr, sie habe das ganz gescheidt

gemacht, denn zufällig reise der Herr Generallieutenant morgen nach Breslau und werde so unter der Hand einen Abstecher nach Warschau machen, sonach den Brief selber an den Herrn Geheim-Secretarius mitnehmen. Freilich von dem Abstecher durfte hier Niemand wissen, die Preußen möchten das übel vormerken, denn sie paßten auf Alles, wie die Heftelmacher, auf.

Am andern Nachmittage, 's war fast Abend, sprach der Herr Legations-Secretair Plaßmann bei Frau Barbara wieder vor, mit der Frage, ob sie das Briefchen richtig abgegeben?

„Der ist schon unterwegs,“ war ihre Antwort; „aber was der mir für eine Angst gemacht hat, das kann ich kaum sagen.“ Und nun erzählte sie ihm den ganzen Vorfall mit dem Briefe. Der Legations-Secretiar glich bei Anhörung dieses Berichts einem Chamäleon, das vor Aerger alle Farben spielte.

„Ist Sie denn ganz verrückt, alte Hexe, daß Sie den Brief, offen, Jemand, dem er nicht gehört, in die Hände giebt?“ schrie er wüthend. „Hol' Sie der Teufel! Sie ist dümmer als dumm — am Pranger sollte man Sie für Ihre bodenlose Albernheit stellen.“

Und so tobte er fort, wie ein Rasender, der seine böse Stunde bekommen hat; Frau Barbara mußte einen Theelöfel Mohrenthal'scher Magentropfen einnehmen, denn der Schreck über Herrn Plaßmanns Ungeberdigkeit hatte ihr abscheuliche Krämpfe zugezogen. . . .

. . . .

Der Herr Geheim-Secretair ahnte nicht im mindesten, daß sich die gute, alte Seele daheim in Dresden wegen ihm so gewaltig ärgere; er lebte in dulce jubilo in der polnischen Königsstadt Warschau. Ohngefähr eine Woche später nach dem für Frau Barbara ärgerlichen Vorfalle mit dem Briefe, saß er eines Abends, in einer Weinhandlung in der Alècstraße, mit einer lustigen Gesellschaft zusammen. Der Wein hatte bereits die Geister aus den Banden der Etikette erlös't und das Gelächter des Muthwillens saß auf Aller Lippen.

Herr Menzel wurde vom Aufwärter abberufen; es harre draußen Jemand seiner, der ihn augenblicklich sprechen müsse.

Ein Mann war es, der ihm einen Zettel mit den leise zugeflüsterten Worten: „Keinen Augenblick Zögerung, sonst sind sie verloren!" überreichte.

Es waren wenige Zeilen nur, von Plaßmanns Hand; der Geheim-Secretär erblaßte dermaaßen, daß sein Gesicht keinen Blutstropfen mehr zu haben schien. „Fliehen Sie schnell; Generallieutenant von Spörken, dem der Satan unser Geheimniß verrathen hat, trifft in Warschau ein, um Sie verhaften zu lassen." Das war der Inhalt des Zettels.

„Entschuldige Er mich, ein unaufschiebbares Geschäft ruft mich fort!" rief Menzel dem Aufwärter zu, und verließ im Geleite des Mannes hastig das Haus.

Eine Stunde später jagte eine Kibitke, mit zwei polnischen Rennern bespannt, durch die Straßen; der düst're

Abend schien der Hehler und Schützer des fliehenden Landesverräthers Menzels zu sein.

Wir werfen einen Blick auf dessen Vergangenheit. Als das Jahr, bei dessen Ablauf die Frau Rentmeister Schliebig die von ihm geliehene Summe zurückzuzahlen versprochen hatte, zu Ende ging, fand Menzel, der allabendlich zu Besuch kam, ihre Wohnung verschlossen; er ahnte keine Schändlichkeit; aber am andern Abend ward ihm Alles klar — die Frau Rentmeister mit ihrer Tochter Franziska, seiner schönen Braut, war fort über alle Berge, und für ihn blieb nicht einmal die Möglichkeit, sie durch Steckbriefe verfolgen zu lassen, denn dann hätte er ja sein eigenes Verbrechen, ihretwegen die Cassen, und zwar in so bedeutender Summe, angegriffen zu haben, bekennen müssen. Alles war Betrug gewesen, und das Unglück, in dem er sich jetzt befand, so groß, daß er, den schimpflichsten Untergang vor sich sehend, fast wahnsinnig wurde. Der Tag der Cassenrevision war der seines Gerichtes. Er fand einen Juden, der ihn gegen hohe Zinsen aus der verzweiflungsvollen Lage rettete. Diese Hilfe war indeß nur eine vorübergehende; der Jude, dem die Unsicherheit seines hergeliehenen Capitals vielleicht zu Herzen stieg, kündigte es ihm nach Ablauf von zwei Jahren, und wieder der Verzweiflung hingegeben, stürzte sich Menzel, um Betäubung seiner Angst zu suchen, in den Strudel wilder Vergnügungen. Auf diesem Pfade begegnete er Plaßmann häufig und fiel endlich in dessen Gewalt. Plaßmann, der ihn nie aus den Augen gelassen, hatte auf

diesen Augenblick gewartet. Menzel ahnte nicht, daß Alles so eingeleitet worden war, um ihn endlich zu fangen. Jetzt, in der höchsten Noth, willigte Menzel in alle Vorschläge seines Verführers, der indeß schlau genug war, ihm nicht eher seine Hilfe angedeihen zu lassen, bis er, der Geheim-Secretair, ihm nicht Beweise des Verrathes in die Hände geliefert und sich vollkommen zu seinem Sklaven gemacht habe, der ihm nicht mehr entgehen konnte. Um es ihm möglich zu machen, die Actenschränke des Geheim-Cabinets zu eröffnen, schickte ihm der geheime Rath Eichel aus Potsdam einen Bund Schlüssel. Da die Gelegenheit zu Proben, ob einer dieser Schlüssel passe, sehr günstig war, insofern der sächsische Hof nach Warschau auf eine Zeitlang sich begeben, so fand Menzel kein Hinderniß, genau anzudeuten, was an den Schlüsseln geändert werden müsse, und ward diese Aenderung sehr sorgfältig in Potsdam ausgeführt. Posttäglich erhielt seit dieser Zeit (1753—56) der König von Preußen Nachrichten und Abschriften von den geheimen Verhandlungen der verbündeten Mächte, und Menzel lebte im Ueberfluß. Aber das Gewissen pochte ihn oft aus dem Rausche, mit dem er sich zu betäuben suchte, unsanft munter, und er hatte Stunden, wo er als der elendeste aller Elenden sich fühlte.

Plaßmann, sein böser Geist, wußte alle Gewissensbisse als Thorheit ihm vorzustellen, und wünschte den Verrath gleichsam an seine Ferse zu bannen. Der Brief, der auf so merkwürdige Weise in des Generallieutenants von

Spörken Hand gekommen war, enthielt außer einer Notiz, daß die Actenstücke des sächsischen Cabinetsarchivs jetzt in Sr. Majestät Gewalt wären und die Vergleichungen zwischen den von ihm (Menzel) ertheilten Abschriften dieser Documente sehr günstig für seine Genauigkeit ausfielen, noch die Aufforderung, wo möglich einige Data's über das, was am Warschauer Hofe vorgehe, zu berichten.

Es war ein Zug menschlichen Rührens in dem Herzen Plaßmanns, durch einen Boten nach Warschau Menzeln von der ihm drohenden Gefahr retten zu wollen.

Der Flüchtling kam glücklich bis Prag. Er hätte nach Schlesien näher gehabt, indeß, um der Haftnahme auf polnischem Boden, da man doch jedenfalls der Meinung sein mußte, er werde sich nach Preußen zu retten suchen, zu entgehen, hatte er den Weg durch die Wälder nach Galizien eingeschlagen und hielt sich insoweit sicher, als man ihn in Oesterreich nicht kennen, also auch nicht verhaften würde. Sein Bestreben ging dahin, sich von Prag nach dem in preußischer Hand sich befindenden Dresden zu wenden; indeß, er ward in Prag von einem Dresdner erkannt, festgenommen und nach Brünn in den Kerker gebracht.

Maria Theresia war über diese Verrätherei so sehr empört, daß sie im folgenden Jahre (1757) den Verführer des Unglücklichen, den preußischen Legations-Secretair Plaßmann, als er sich eines Tages einige Stunden von Dresden entfernt hatte, durch ein Husarencommando aufheben und in's Gefängniß werfen, wogegen Friedrich II.

Repressalien gebrauchte, indem er den Legationsrath Just gleichfalls gefänglich einziehen ließ und dem Minister Grafen von Looß, dem Oberconsistorial-Präsidenten von Globig, so wie Anderen, dasselbe Schicksal auferlegte.

Das Kriegsspiel wogte verderbend durch die Gauen Deutschlands, doch keines der Länder schmachtete unter so hartem Drucke, als Sachsen. Für Friedrich II. war es die wohlthätigste Quelle, die immerfort Geld, Proviant und Soldaten ihm verschaffte. Obwohl er nach sichern Berechnungen allwöchentlich eine halbe Million Thaler brauchte, so machte er doch keine neuen Auflagen in seinem neuen Lande und nahm auch keine fremden Capitale auf. Die Länder, die er durchzog, vor allen aber Sachsen, mußten das Herzblut hergeben. So rückte der Winter des Jahres 1758 heran, und die trüben Wolken des beginnenden Novembers, die über dem Elbthale lagerten, schienen stumme Propheten der flüchtig einherschreitenden, unheilvollen Zukunft, die zur Erfüllung drängte. Im churfürstlichen Schlosse zu Dresden war es immer stiller und lautloser geworden im Verlaufe der Zeit. Die festlichen Tage der ehemaligen Herrschaft waren vorüber, Sänger und Tänzer entflohen aus den verödeten Hallen des Vergnügens — auf den Straßen sah man nur die preußische Soldateska und die kummerbleichen Gesichter der hartbedrängten Bürger, die ihre letzte Habe opfern mußten, und selbst dem Bettelstabe entgegenschauten.

Der Generallieutenant, Reichsgraf von Schmettau, war Befehlshaber von Dresden, und entschlossen, die Stadt

eher dem Untergange, als den unter Daun nahenden Oesterreichern zu übergeben.

Caretto war glücklich mit der Baronin de la Pelletrie und seinem Hilfsarzte in Dresden angelangt, aber nicht zum Glücke waren sie hierhergekommen, denn die Aussicht auf böse Tage schwebte vor Jedermanns Auge.

Immer näher rückten die Oesterreicher und schon war ein hartnäckiges Gefecht zwischen beiden kriegführenden Theilen im großen Garten geliefert worden, welches zum Nachtheile der Preußen ausfiel, die, in die pirnaische Vorstadt zurückgeworfen, dieselbe mit aller Tapferkeit behaupteten.

Schmettau hatte den Befehl von seinem König erhalten, Dresden unter allen Umständen zu behaupten, und um diesen Befehl in Ausführung zu bringen, griff er zum äußersten Mittel, dem Feind jede mögliche Position durch das Abbrennen der Vorstädte zu rauben.

Der Jammer stieg von Tag zu Tag in der unglücklichen Stadt. Die Einwohner, der Magistrat, der Hof (durch den Oberschenk Graf von Bose) flehten um Schonung; selbst die Landstände sandten Deputirte mit Bitten und Vorstellungen an Schmettau. Man wandte sich an den österreichischen General-Feldmarschall Daun, in der Hoffnung, daß dessen Drohungen vielleicht den preußischen Commandanten schrecken dürften; indeß war Alles vergeblich. Schmettau erklärte, er werde sich von Straße zu Straße vertheidigen, das Schloß zu seinem letzten Kastell machen und sich unter seinen Ruinen begraben.

Daun erschrak vor der Möglichkeit, dies grausenvolle Unternehmen vom Feinde ausgeführt zu sehen, und stand vor der Hand von seinem Vorhaben, Dresden zu erobern, ab. Die von Friedrich II. verlorene Schlacht bei Hochkirch hatte den Oesterreichern den Enthusiasmus des Muthes, die gewohnliche Folge des Sieges, gegeben; sie glaubten ihn vernichtet, seine Macht gänzlich gebrochen, ihn nicht mehr vermögend, sich wieder zu erheben. Indeß, das Genie des wahren Feldherrn bewährt sich am Herrlichsten im Unglück. Friedrichs kühner Zug nach Schlesien, um Neisse zu erobern, veranlaßte Daun, ihm zu folgen — Dresden schien durch das Abziehen der österreichischen Heeresmacht gerettet. Doch nur auf kurze Zeit. Friedrich wurde in Schlesien durch das Glück begünstigt, die Eroberung der Festung Neisse machte ihn zum Herrn der schönen Provinz, und Daun sah seine Entwürfe auf Schlesien vereitelt, weshalb er nach Sachsen zurückeilte, um nun seinen Plan, hinsichtlich Dresdens Einnahme, auszuführen.

Jetzt lastete des Krieges Fluch und Unglück auf der nur durch schwache Festungswerke vertheidigten Stadt.

Der preußische General Mayer und einige hundert schwarze Husaren lieferten den Oesterreichern im großen Garten ein Gefecht, dessen Resultat nicht vom Glück begleitet war, denn sie mußten sich in die pirnaische Vorstadt zurückziehen, und obwohl sie dieselbe mit aller Tapferkeit vertheidigten, so war es doch augenscheinlich, daß ihre geringe Kraft, der österreichischen Uebermacht gegenüber, nicht

von langer Ausdauer sein konnte, und um den Feinden keinen Fuß Terrain zu gewähren, loderte (am 10. November) diese schöne Vorstadt in den noch nachtgrauen Morgenstunden in hellen Flammen zum Himmel auf.

Die innere, von den Vorstädten durch Wälle und Gräben abgeschlossene und verschlossene Stadt glich in diesen Stunden, wo die Gluth von zweihundertfünfundachtzig Häusern den Himmel blutroth färbte und die Straßen und Plätze mit dem Widerschein der furchtbaren Lohe übergoß, einem Sammelplatz Verdammter, die verzweiflungsvoll um Erbarmen schreien. Das entsetzliche Unglück der Mitbürger, deren Angstgeschrei und Jammer herüberdrang aus dem Flammenpfuhl, fand im Innern der Stadt einen grauenvollen Widerhall.

Bleich und verstört durcheilte der Churprinz seine Gemächer; der Feuerschein leuchtete von dem in glühenden Dunst gehüllten Himmel durch die Fenster herein, voll Entsetzen umklammerte ihn seine hohe Gemahlin, seine Schritte hindernd, während ihr erstgeborner Prinz, damals acht Jahre alt, das Kindesantlitz nach dem feurigen Dunstkreise hinaufrichtete, unbewußt der Thränen, die ihm über die Wangen rollten.

Der Churprinz ließ den Commandanten Grafen Schmettau rufen, er überhäufte ihn mit heftigen Vorwürfen.

„Königliche Hoheit," antwortete der ruhig, „Jeder ist sich selbst der Nächste und wenn man die Grausamkeit, den Radikalismus und wie die Eigenschaften alle heißen,

die man mir aufzubürden keine Scheu tragen wird, gegen die Art und Weise der Kriegsführung unserer Feinde in die Waagschale wirft, so denke ich, dürften für mich Vorwürfe, wie Ew. Königliche Hoheit sie aussprechen, wohl im Gleichgewicht mit den rühmenswerthen Thaten der österreichischen Armee stehen. Ich kenne die Gesinnungen der Sachsen zu gut, um zu wissen, daß die Besitzer der Häuser, welche letztere jetzt in Brand aufgehen, kein Bedenken tragen würden, den croatischen Räuberhorden ihre Gebäude willig zu überlassen, um eben so viel Castelle und feste Plätze gegen uns daraus zu machen. Wer nicht für uns ist, ist wider uns — das ist die Geschichte dieses Krieges, dessen stillen Brand der sächsische Hof mit größter Zärtlichkeit und Sorgfalt pflegte. Ich handle nach dem Befehle meines Königs und gedenke, wenn Alles verloren ist, in Ew. Königlichen Hoheit Zimmer und in Mitte der hohen churfürstlichen Familie den Tod eines ehrlichen Soldaten zu finden."

„Sie wollten . . ." stammelte die Churprinzeß.

„Das Schloß in die Luft sprengen, damit der Feind um die schöne Erbschaft kommt," antwortete Schmettau und verließ mit einer tiefen Verneigung das Gemach.

„Großer Gott!" rief die hohe Frau, an der Seite ihres Gemahls in die Knie sinkend, „welch' fürchterliche Zukunft!"

Der Churprinz richtete sie auf und führte sie zu einem Sopha. Den Flügelschlag der Nemesis glaubte er zu hören, wie sie jetzt in dieselben Räume einzog, wo der

verderbliche Bund zu Preußens Vernichtung unter'm verhüllenden Schleier des Geheimnisses mit Vorliebe groß gezogen worden war. Sein mildes Herz blutete bei dem Gedanken, daß diese fluchenswerthe, geheimnißvolle Saat so blutige und entsetzliche Ernte getragen — und der, welcher den stillen Brand genährt mit allen seinen Kräften, der, welcher für Sachsen ein lebendiger Fluch war — Brühl, der Mitsäemann all dieses furchtbaren Unglücks, das die Dynastien den Völkern bereiteten, lebte in sicherer Ferne im Schooße des Glückes, der Ehre und des Ueberflusses. Ein bittres Gefühl drängte sich in des Churprinzen Herz, es sah einem Vorwurf gegen das Schicksal ähnlich, das die Pläne der Schlimmen zu begünstigen scheint und sie erhebt, statt zu vernichten.

Sechs Tage später — immer noch züngelten feurige Strahlen aus dem Trümmer- und Schutthaufen der niedergebrannten Vorstadt — hob Daun die Belagerung auf, durch die ihn beunruhigende Nähe von Dohna's Truppencorps und vorzüglich durch die Nachricht, der Preußenkönig eile aus Schlesien zum Entsatze Dresdens herbei, dazu bewogen, und führte sein Heer in die Winterquartiere nach Böhmen. Zehn Tage darauf zog Friedrich II. in Dresden ein.

Wir wenden uns zu den Personen unserer Geschichtserzählung zurück, deren Geschick nicht in das große, gewaltige Trauerspiel jener Zeit unmittelbar verflochten, wohl aber mittelbar davon berührt wurde.

Durch Menzels bekannt gewordenes Staatsverbre-

chen hatte Frau Barbara ihren Brotherrn verloren. Die Nachricht seines entdeckten Verrathes cursirte, nachdem sie von Warschau aus bekannt geworden, von Mund zu Mund und mancher schwere Fluch fiel auf des Verräthers Haupt. Daß Dresden in preußischer Gewalt war, hemmte jedes Einschreiten gegen sein Eigenthum; die sächsischen Behörden durften und konnten es nicht wagen, sich, wie üblich, seiner Habe in seiner Wohnung zu bemächtigen, man würde von preußischer Seite aus, da Menzel ja dem Interesse Preußens gedient hatte, ein solches Verfahren nicht geduldet haben, und so blieb Frau Barbara in der Wohnung, während der Besitzer derselben, der Herr Geheim-Secretarius, mit dem Kainszeichen seiner Schandthat, ein Flüchtling und dann ein Gefangener war. Aber Frau Barbara gehörte nicht zu den gleichgiltigen Seelen, die sich so leicht über ein Unglück, das ihre Herrschaft betrifft, hinwegsetzen; sie war keine Miethlingscreatur, die flüchtig dem Unheil, von dem ihres Herrn Haus berührt wird, den Rücken wendet, um sich selber zu retten vor jedem Einflusse trüber Tage. Der Gram um den Herrn Geheim-Secretarius beugte die gute, alte Frau tief nieder und sie kam sich in dem großen Unglücke so einsam und verwais't vor, daß sie zu dem Entschlusse gelangte, Jungfer Meta Buschmann aus Meißen zu sich zu nehmen, damit sie doch nicht so ganz allein stehe, denn auch der Wachtmeister Schäfer, der gottesfürchtige Kriegsknecht, war aus Dresden fortgezogen; der Zwang hatte ihn dem Preußenkönig nachgeführt, und wie er Abschied nahm von der würdigen Matrone,

der er den alten, treuen Schnipps zurückließ, daß sie ihn, seinen unverbrüchlich-herzlichen Gefährten in so mancher schweren Stunde, pflege auf seine alten Tage, sagte er:

„Behüt Euch Gott, Frau Barbara. Möglich ist's schon, daß wir uns wiedersehen, aber ebensogut, daß es nicht geschieht, denn Unsereiner ist wie eine Alltagsfliege: heute roth, morgen todt. Daß Sie aber sich meiner als eines rechtschaffenen, sächsischen Kriegsmannes erinnert, der's ehrlich mit seinem Gott und seinem Landesherrn meint, so will ich Ihr es nur stecken, daß es mit mir gerade zugehen wird, wie es in der Schrift steht: über ein Kleines werdet ihr mich nicht wiedersehen, — nämlich bei den Preußen. Das habe ich mir zugeschworen, und ich werde nicht meineidig, darauf kann Sie mit Sicherheit das heilige Abendmahl nehmen. Also, Adjes, Frau Barbara — hier, oder jenseits, wie's Gott will, sehen wir uns wieder."

Das war für die würdige Matrone ein rechter Kummer, zu wissen, daß der Wachtmeister ein Deserteur werden wollte, denn sie hatte gehört, daß, im Fall sie so einen Unglücklichen wieder bekämen, derselbe ohne Umstände füsilirt wurde.

„Ei, rede Sie mir da nicht ab, Frau Barbara, das bleibt schon, wie es beschlossen ist. Bin mein Tag ein ehrlicher Soldat gewesen und will's auch bleiben, mit Gottes Hilfe, und eben deshalb muß ich dersertiren. Sieht Sie, das ist nur in der Ordnung. Na, grüße Sie mir die herzliebste Jungfer Meta noch viel tausendmal und

hab' Sie ein Mutterherz für meinen alten Schnipps. Thue Sie es mir zu Liebe."

An diesen Abschied erinnerte sich Frau Barbara sehr oft; denn als der Wachtmeister Adjes von seinem alten, treuen Hunde genommen, der, als wenn er wüßte, um was es sich handle, um seine Füße sich ringelte und gar ängstliche Laute hören ließ, da war dem eisenfesten Kriegsmann das helle Wasser in die Augen getreten und er hatte ganz kleinlaut gesagt: „'s muß sein, Schnipps, mach mir's Herz nicht schwer, bin ja nicht von Stein." Und so war er fortgerannt, um der Wehmuth zu entlaufen, die ihn recht hart angepackt hatte.

Davon redete Frau Barbara gar oft zur Jungfer Meta, die wirklich nach Dresden zu ihr gekommen, und der Schnipps, der immer an der Thüre lagerte, als müsse er auf seines Herrn Rückkunft warten, war der beste und treueste Freund der beiden Frauen. Daß in dieser Zeit der Drangsale von Seiten des Hausbesitzers kein Gedanke daran war, die Wohnung des Geheim=Secretarius zu vermiethen, wußte Frau Barbara und hatte es auch von ihm selbst gehört; sie blieb also mit Meta in derselben; aber in die drei Zimmer, wo er gewohnt, ging Keins von ihnen, als hätten sie Scheu vor der schlimmen Erinnerung an ihn.

Sie würden indeß vieler Bedrängniß wegen Einquartirung in die leerstehende Wohnung ausgesetzt worden sein, wenn nicht ein recht günstiger Zufall, der ihnen anfänglich als ein recht schlimmer erschien, sich gefügt hätte.

Der Hausbesitzer brachte eines Tages einen Doctor zur Besichtigung der Wohnung zu ihnen heraufgeführt, und sie glaubten schon, jetzt würden sie ausziehen müssen, da das Logement dem Fremden passend schien und von ihm gemiethet wurde. Indeß der Doctor erklärte ihnen, seine Tochter würde es sehr gerne sehen, ein paar Frauen zu finden, da sie besonders die Einsamkeit liebe und von stillem, sanftem Charakter sei. Sie möchten nur in ihrem kleinen Stübchen in Gottesnamen wohnen bleiben, was denn auch geschah. War doch eine geräumige Hinterstube für seine beiden Diener vorhanden und so brauchten die beiden Frauen das in dem Hof gelegene Seitengemach, welches sie bisher mit einander getheilt hatten, nicht zu verlassen.

Frau Barbara trug anfänglich viel Sorge, wie sich dies Zusammenwohnen mit den stockfremden Leuten wohl machen werde; indeß ganz wider ihr Erwarten stellte sich diese Besorgniß als eine ganz unnöthige heraus, denn des Doctors Tochter war ein so liebes, sanftes Wesen, daß sich schon in den ersten Tagen ein recht herzliches Einverständniß zwischen ihnen gestaltete. Die stille Trauer, die auf einen geheimen Kummer deutete, gaben ihr jenen Reiz, der uns an sanften Gemüthern so besonders anziehend erscheint und Meta, die ja auch in ihrer Seele einen, ihr Leben in nächtlichen Schatten hüllenden Gram verbarg, fühlte sich gleich vom Anfange an ihr zugeneigt.

Freilich störte, wenn auch nur wenig, die verschiedene

Aeußerungsweise der Erziehung und Lebensgewohnheiten, die vollkommene Harmonie zwischen den drei Frauen.

Frau Barbara vertrat in allen Beziehungen das rein bürgerliche Element; ihre natürliche Befangenheit bei Allem, was ihren Horizont in dieser Hinsicht überstieg, wurde indeß durch die Gutmüthigkeit ausgeglichen, die ein Hauptton ihres ganzen Wesens war und durch die Ehrwürdigkeit ihres Alters unterstützt wurde.

Meta stand einige Stufen höher in der gesellschaftlichen Bildung; die Reminiscenzen aus der Zeit ihrer „Erhöhung", wie sie die Dienstzeit am Hofe nannte, hatten immerhin noch einen Rückschein oder Einfluß auf ihr Benehmen; es war ein etwas verfeinertes, dem jedoch der Grundtypus ihres Charakters, eine etwas derbe, aber religiöse Natürlichkeit, nicht fehlte. Das innige Gemüth trat bei ihr immer zu Tage und dies war auch die Ursache, welche Helenen, der Tochter des Doctors Caretto, den Umgang mit dem Mädchen lieb machte.

Frau Barbara hätte es sehr gern gehabt, wenn Helene viel von sich, von den Verhältnissen ihres Vaters erzählt hätte; indeß, nie sah die gute, alte Frau diese ihre Schwäche befriedigt. Helene war in dieser Beziehung sehr schweigsam und zurückhaltend, obwohl zur größten Verwunderung Frau Barbara's und auch Meta's, zuweilen aus ihren Reden die Ueberzeugung hervorleuchtete, daß sie Dresden so ziemlich genau kenne.

Das war nun freilich ein Punkt, der der ehrwürdigen Matrone viel Kopfzerbrechens machte, besonders da der

Doctor sowohl, als dessen Famulus, eine gleiche Bekanntschaft mit der Localität der Stadt verriethen, ohne jedoch jemals davon zu sprechen, daß sie schon hier gewesen wären. Indeß fand die unbefriedigte Neugier Frau Barbara's an dem fast finstern Ernste Caretto's einen wahrhaften Grenzstein; sie traute sich nie mit einer, diese Seltsamkeit berührenden Frage heraus, selbst gegen Helene nicht, was diese aller Verlegenheit darüber also enthob.

Doctor Caretto genoß in Dresden bald das Glück, welches, dazumal wie heute, das Ausländische zu machen pflegt; das heißt, er kam bald in eine ansehnliche Praxis. Der Reiz des Fremdartigen in seiner Erscheinung und der seltene Umstand, daß seine Kenntnisse in seiner hohen Wissenschaft und deren Ausübung gediegen waren, erwarb ihm schnell einen Ruf. Der Malteserdoctor stieg in wenig Monaten zu einem Ansehen, um das ihn die einheimischen Aerzte beneideten.

Trotz der vielen Beschäftigung vergaß er jedoch nicht den Zweck, weshalb er hier war. Es galt, über das Schicksal derer, die ehemals mit ihm in geheimer Verbindung standen und der Rache Brühls verfielen, Erkundigungen einzuziehen. Dies gelang ihm auch insoweit, als er erfuhr, daß fast Alle in den Gefängnissen ihr Ende gefunden hatten.

Die durch den Verlust ihres Ernährers gänzlich in Armuth und Elend versunkene Familie Riedels, des Rechtsconsulenten, fand an ihm einen Wohlthäter, welcher wie ein plötzlich aufgehender Stern ihre kummervolle Lebens-

nacht erhellte, indem er diesen Armen reiche Unterstützung zufließen ließ. Von Riedels Weibe, der guten Annel, erfuhr er, daß ihr Mann noch im Waldheimer Zuchthause lebe und wie sie wisse, auf keine Gnade zu rechnen sei, da er auf Lebenslang verurtheilt wäre.

In der Seele Caretto's gährte ununterbrochen jener tiefe Groll, den Charaktere seines Gleichen bei der Erkenntniß, wie das Schicksal all' ihr Streben nach Befriedigung der ihnen innewohnenden Leidenschaft vereitle, in sich tragen. Sein Racheburst, auf den tiefsten Haß gegen Brühl gegründet, verschmähte jedoch die gemeine Weise, welche mit einem Dolchstoße, mit einem wohlgezielten Pistolenschusse den Gegenstand seiner zum Bedürfniß für sein geistiges Wesen gewordenen süßeren Leidenschaft schon vor Jahren hätte vernichten können. Sein sittliches Gefühl empörte sich bei dem Gedanken, ein gemeiner Mörder, um des Verhaßten willen, zu werden; er verachtete die Niedrigkeit solcher Rache, sie befriedigte ihn nicht.

Wie? für all' die namenlosen Leiden, welche Brühl über ihn gebracht — denn ein Mann, wie Caretto, liebt so stark, wie er haßt, und mit der Liebe zu Angelika war auch sein Lebensglück auf immer vernichtet worden, sein Herz hatte keinen Raum für eine andere Liebe, für die Möglichkeit eines Glückes, an der Seite eines andern, ihn liebenden Weibes — hätte nur der vielleicht minutenlange Todeskampf des Zertreters all' seiner Lebenshoffnungen büßen sollen? für den geistigen und körperlichen Mord an Benjamin Jacobi, dem Vater Angelika's, wäre der geringe

Schmerz eines Augenblickes eine vollgültige Rache gewesen? für Angelika's Leiden und Enttäuschung hätte nur das kurze Weh der körperlichen Zerstörung ihres Verführers Befriedigung sein können?

Nimmermehr! Caretto fühlte zu tief, daß seine Rache an Brühl dem Verbrechen ebenbürtig sein mußte, wenn sie ihn, den Rächer, nicht selbst mit Schmach und mit dem Stempel der Verächtlichkeit brandmarken sollte. Geistig ihn zu vernichten, ihn zu stürzen von der Höhe des Glückes, die Verzweiflung des Gedankens, sich herausgerissen zu sehen aus allen den süßen Träumen der Macht, des Glanzes, und zum Spott seiner Feinde geworden zu sein, in seine Seele zu werfen, ihn auf diese Weise vollkommen elend zu machen: das war sein Plan, und daß dieser bis jetzt noch unerfüllt geblieben, noch keine Aussicht zu seiner Verwirklichung vorhanden war, erfüllte diesen stolzen, großen Charakter mit einem nie erlöschenden Grolle, gewissermaaßen mit einem Hasse gegen sein eignes Schicksal, welches ihm bis jetzt die Mittel versagt oder sie zu nichte gemacht hatte, um seine Rache ins Dasein treten, sie gleichsam verkörpert zu sehen. Sein Verstand sagte ihm, daß kein Ort geeigneter sei, diese Hoffnung zu erfüllen, als eben Dresden.

Wie sich die Geschicke des Krieges auch wenden mochten, so war doch vorauszusehen, daß die Nothwendigkeit, dieser Hebel alles Irdischen, die kämpfenden Mächte zwingen werde, den Frieden anzubahnen; der Friede aber mußte den verhaßten Ministerregenten zurückführen nach Sachsens

Hauptstadt, und nur das war eine große, schwere Sorge für Caretto, daß der Tod nicht vorzeitig ihn, den Rächer, oder Jenen, der Rache Gegenstand, hinwegreißen möchte.

Er suchte also hier eine feste Stellung zu erwerben und, was konnte ihm diese eher gründen, als ein großer, ärztlicher Ruf? Durch diesen war ihm die Aussicht eröffnet, dem Hofe näher zu treten. Das war sein Streben und er arbeitete darauf hin mit allen Kräften des Geistes, indem er unermüdet seiner ärztlichen Pflicht oblag und sich zum Retter und Wohlthäter aller seine Hülfe in Anspruch Nehmenden machte.

Caretto liebte Niemand; nur Guido durfte sich einer Zuneigung von seiner Seite rühmen, die theils aus der immer noch seine Seele füllenden Liebe zu Angelika, seiner Mutter, theils aus der tiefen Leidenschaft des Hasses gegen denselben Gegenstand entsprang, den Guido eben so zu verabscheuen Ursache hatte, als er selbst; desto unangenehmer berührte ihn jedoch die Wahrnehmung, daß Guido, dessen Herz er kein Gefühl, als nur das einzige des Strebens nach Befriedigung der Rache an seinem Erzeuger, verstatten wollte, zuweilen Zeichen gab, die auf eine immer mehr gesteigerte Zunahme jener großen, ihn ganz beherrschenden Zuneigung zu Helenen, wie eine solche ihn schon früher tief-innerlichst beseelt hatte, deuteten.

Dies erfüllte Caretto mit Unmuth; er allein wollte ihn beherrschen, er sollte sein Geschöpf, von seinem Geiste belebt, jeder andern milderen Regung fremd, entrissen sein. Und wenn er dann zornig darüber nachdachte, wie er ihn

gegen diese Leidenschaft waffnen sollte, kam ihm der besänftigende Gedanke, daß eben diese Neigung nicht ohne großen Nutzen für Guido sein dürfte, denn sie war nicht auf Erwiederung seines glühenden Gefühls gebaut; Helene liebte ihn nicht, sie war die Gattin eines Mannes, dessen unverschuldetes Schicksal ihre ganze Theilnahme, ihr innerstes Gefühl in Anspruch nahm, der ihr einziger Gedanke war.

Guido's Liebe war von keinem jugendlich-stürmischen Aufbrausen, von keiner wilden Gefühlsexaltation mehr entheiligt; sie war ruhig, eine Feuergluth unter Eiszapfen aber eben deshalb eine himmelweit von der ersteren verschiedene Leidenschaft, die starke, namenlose und verschwiegene Liebe eines Mannes, die nur einzelne Anzeichen ihres Vorhandenseins giebt.

Neben dem dritten Zimmer befand sich ein kleines, schmales Cabinet; der Doctor hatte da sein und Guido's Allerheiligstes aufgeschlagen. Angelika's Bild hing der Thüre gegenüber. Helene hatte noch nicht erfahren, was das Cabinet berge.

Eines Tages trat sie in's Zimmer; der Doctor war nicht zu Hause, die Thüre des Cabinets halb offen. Sie gab der Neugier nach und zog sie weiter auf. Ein Laut des Erstaunens entrang sich ihren Lippen — das Bild der schönen Angelika schien ihr im ersten Anblick wie lebendig entgegentreten zu wollen. Sie hatte nicht bemerkt, daß Guido vor demselben am Boden kniete.

„Helene,“ sagte er, ihre Hand fassend, „fürchten Sie sich nicht, es ist ein Bild.“

„Wen stellt es vor?“

„Meine Mutter!“

Nun folgte eine Pause. Helene hatte ihm unbewußt ihre Hand gelassen, dies wunderbar anziehende Bild hielt sie gefesselt.

„Meine Mutter!“ wiederholte er, „und das einzige Wesen, das ich lieben durfte, das mich wieder liebte — sie ist todt!“

Der Ton, in dem er dies sprach, verrieth eine heftige Bewegung seines Innern und regte Helenens Mitgefühl auf's tiefste an.

„Ach,“ sagte sie — „das ist das schöne Vorrecht der Liebe, daß Grab und Tod keine Macht über sie haben — wir lieben darüber hinaus und feiern so einen Theil unserer Unsterblichkeit schon hienieden.“

Guido schwieg — sie hatte ihn nicht verstanden ... oder nicht verstehen wollen? er wußte es nicht, darum schwieg er. Seine stille Liebe, gewaltsam zurückgedrängt in den verborgensten Schrein seines Herzens, galt einer Todten — Helene war es für ihn.

Der fürchterliche Ernst Schmettau's und das Herbeieilen Friedrichs II. mit einer Heeresmacht, hatten Daun zum Abzuge gezwungen. Friedrich kam zehn Tage später nach Dresden; man hoffte, er werde Schmettau's Handlung strafen, man irrte sich jedoch. Der Krieg wägt die Uebel

nicht, die er verbreitet — man muß dem Feinde jedes Terrain entziehen, will man nicht zum Selbstmörder werden. Mit diesem Entscheid war die Sache abgethan. Auf das Gemüth des Churprinzen hatte der Anblick der in Trümmer liegenden, ehemals so schönen Vorstadt ein Grauen bewirkt, welches die Ursache wurde, daß er den Gedanken faßte, Alles, was in seinen Kräften stehe, zur Versöhnung, zur Herbeiführung eines Friedensschlusses zu versuchen. Friedrich II. umarmte den Churprinzen, in dessen Auge eine schwere Thräne glänzte. „Man thut mir Unrecht, wenn man mich für kriegslustig, eroberungssüchtig hält,“ sagte er — „alle Schuld des Jammers, den diese blutigen Kämpfe hervorrufen, fällt auf die zurück, welche zu meinem Verderben sich ins Geheim verbanden. Es ist das heiligste Menschenrecht, das ich in Anspruch nahm, das der Selbstvertheidigung. Das Schicksal benutzt unsere Thorheiten, wie das, was wir Großes vollbringen, um uns für die Zukunft Lehren zu geben. So auch wird dieser Krieg für Deutschland eine Lehre sein, die ihm nur deshalb so blutig in's Herz gebrannt wird, damit es für die folgende Jahrhunderte sie nicht vergesse. Preußen oder Oesterreich . . . Licht oder Nacht . . . diese Wahl bleibt Deutschland — es hat keine andere. Das wird der Kampf für die Nachwelt sein, die Erbschaft, die wir folgenden Jahrhunderten, neuen Generationen überlassen; ein großer Gerichtstag muß darüber entscheiden.“

Der König weilte kaum drei Wochen in Dresden, dann ging er in sein Hauptquartier nach Breslau.

Caretto hatte zu ihm einen Weg gefunden und die Baronin de la Pelletrie zu ihm geführt. Der König bewies Helenen das alte Wohlwollen, das sich in der herzlichsten Theilnahme an ihrem und Hyppolits Schicksal aussprach. Er versprach ihr, für dessen Freilassung thätig zu sein, wies jedoch den geäußerten Wunsch der Baronin, nach Paris zu reisen, um dort für ihres Gemahls Erlösung aus den Mauern der Bastille zu wirken, als nicht nur unstatthaft, sondern auch unnütz zurück, empfahl ihr dagegen, das ihre Sicherheit bisher schützende Geheimniß auch ferner festzuhalten. Frau von Hertzberg lebte nicht mehr, deren Tochter, Clementine, befand sich in jener Gegend Preußens, die der Schauplatz der wilden Verheerungen der Russen war — so blieb der Baronin nichts übrig, als dem Rathe des Königs Folge zu leisten und auch ferner unter dem Namen der Tochter Caretto's in Dresden, ihrer Heimath, unbekannt zu bleiben. Freilich war ihr die Gewißheit sehr schmerzlich, für Hyppolit nichts thun zu können; indeß die Beweisgründe des Königs, daß unter den jetzigen Verhältnissen Paris, wo Oesterreichs Einfluß überwiegend war, Preußen dagegen gar keinen oder wenigstens einen sehr geringen besaß, indem der Haß der Pompadour gegen Friedrich und ihr Uebergewicht über den von Unsittlichkeit entnervten Ludwig XV., jede Spur eines Preußen günstigen Politikumschwungs entgegenarbeitete, für sie eher ein Ort der Gefahr, als einer der Hoffnung werden müsse, ließen sich nicht bestreiten. Indeß die Versicherung Friedrichs, für Hyppolits Befreiung

thätig sein sein zu wollen, richtete sie in etwas auf. Daß Caretto dem Könige nahen durfte, war von einer Wirkung begleitet, die auf das Dasein eines Unglücklichen den größten Einfluß wies.

Riedel, der Einzige, welcher noch von jenen mit Caretto geheim Verbündeten übrig war, erhielt auf Friedrichs Befehl seine Freiheit. Er war ein Greis geworden, der, gebeugt von seinem schweren Geschicke, im Aeußeren das Bild eines dem Grabe mit schnellen Schritten entgegen Eilenden bot, dessen starker Geist indeß nicht gebrochen, die zerstörte Leibeskraft noch mühsam aufrechthielt.

Caretto's Ruf verbreitete sich immer mehr; er sah sich von den Vornehmsten des sächsischen Hofes in Anspruch genommen und die Stellung eines churfürstlich-königlichen Leibarztes galt ihm als Ziel seines Strebens. Immer mehr erkannte er, wie tief die Abneigung gegen Brühl in Vieler Herzen wurzele, wie nur der Zwang und jene eisernen Verhältnisse, auf denen oft Familienglück und eigene Existenz beruhen, sie zur demüthigenden Abhängigkeit gegen Brühl verleitet hatten, und in Manches Herzen der stille Wunsch, den Allmächtigen, den sie scheinbar mit voller Ueberzeugung huldigten, gestürzt zu sehen, gelebt habe. Nur unter solchen Verhältnissen, wie die jetzigen, wo der Günstling unmächtig, sie weder heben noch ihnen schaden konnte, wagten sie es, ihrem Groll eher, wenn auch nur vorsichtig, Luft zu lassen. Leute dieser Art, die weder zum Guten noch zum Bösen fähig, charakterlos sich der Macht des Augenblicks unterwerfen,

waren es, bei denen Caretto Notizen gegen Brühl sammelte. Unter Anderem bekam er eine Kammerfrau der verstorbenen Königin in die Cur. Diese Frau war die einzige Vertraute der hingeschiedenen Majestät gewesen. In den letzteren Jahren, wo Brühls Einfluß bei dem Könige dessen erhabene Gemahlin in den Hintergrund drängte, sie machtlos machte und ihr durch die unwürdigsten Mittel seine Liebe, sein Herz raubte, stieg die bisher unbeachtete Dienerin in der Gunst ihrer königlichen Herrin und erfreute sich, durch ihre freilich nicht ins Gewand schöner Worte gehüllten Tröstungen, der vollkommensten Zuneigung der so tief verletzten Königin im höchsten Grade, besonders da sie einen ebenso unbegrenzten Widerwillen gegen den Ministerregenten, als ihre Gebieterin selbst, hegte.

In mehrfachen Unterredungen mit der Kranken, hatte Caretto gelegentlich erfahren, welch einen tiefen Haß diese Frau gegen Brühl hegte, wie sie ihn als den Urheber der bittren Kummerthränen ihrer königlichen Gebieterin betrachtete und da sie bei dem Arzte die Ueberzeugung gleichen Hasses gegen Brühl fand, so hatte sich ihm ihr Vertrauen bald so sehr zugewendet, daß sie ihm mittheilte, wie die Königin eine Menge Schuldbeweise der Ungerechtigkeit und Willkür Brühls gesammelt, plötzlich erfolgter Tod jedoch es ihr unmöglich gemacht habe, diese dem König vorzulegen.

Wenige Tage vor ihrer Auflösung empfing der Arzt von ihr diese Sammlung Schuldbeweise, die sie nach dem Tode ihrer Herrin verwahrt hatte, und leistete ihr das

Versprechen, sie dem Churprinzen zu übergeben. Daß Caretto nicht daran dachte, dies Versprechen zu halten, war natürlich. Er befand sich jetzt im Besitz einer Todeswaffe gegen Brühl, das Glück hatte ihn wunderbar begünstigt und ihm die Macht gegeben, seinen Feind zu vernichten. In später, einsamer Nachtstunde durchflog er diese Schriften, er jubelte auf, jetzt seinem Ziele so unerwartet nahe gerückt worden zu sein. Freilich war jetzt der Zeitpunkt noch nicht geeignet, diesen Schlag gegen Brühl zu führen. Sollte er gelingen, so mußte er hier fallen, hier, wo diese Beweise durch hundert andere unterstützt wurden, wo eine strenge Untersuchung die Wahrheit dieser Anklagen an den Tag bringen mußten, wo Brühls Feinde vorzüglich lebten und jedenfalls viele neue sich erhoben, sobald es nur galt, den Unterdrücker und Feind jedes ehrlichen Patrioten zu stürzen. Der Hof von Warschau bot dafür gar nichts, im Gegentheil mußte dieser Boden dem Verhaßten alle Vortheile gewähren, die aus der großen Entfernung zwischen Warschau und Dresden hervorgingen. In Polen lebten nur Brühls Creaturen, die stolzen Magnaten sonnten sich in der verschwenderischen Gunst des Günstlings, sie waren seine Freunde und der einzelne, unbekannte Ankläger würde dort das Opfer schneller Rache geworden sein. Alles dies erwägend, verschloß Caretto das Geheimniß, dessen er jetzt Herr war, in seiner Brust, glücklich es zu besitzen und doch zitternd bei dem Gedanken, daß das Schicksal ihm durch seinen oder des Verhaßten Tod einen Strich durch die so sichere Rechnung

machen könne. Jetzt, wo die Gewißheit in ihm lebte, daß er Alles besitze, um die Rache, seinen Feind moralisch zu vernichten, auszuführen, war diese Angst ein Gespenst, welche ihn unablässig verfolgte und peinigte. Mit zagender Erwartung richtete er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Wendungen des Kriegsglückes, da ja von diesem allein das Näherrücken oder die Entfernung der Hoffnung auf Frieden, mit welchem der König und sein Günstling nach Dresden zurückkehren mußten, abhing.

In der That schien es, als ob das folgende Jahr (1759) den Krieg mit der gänzlichen Niederlage Friedrichs beenden wollte. Die Niederlage bei Kay (oder auch Züllichau, den 23. Juli) vereitelte alle früheren Pläne des Preußenkönigs; immer enger wurde der Kreis, den die Feinde um ihn zogen. Er sah sich sogar genöthigt, sein Testament zu machen, um für den unglücklichsten Fall wenigstens sein Haus bestellt zu haben.

Oesterreich und seine Verbündeten jubelten, als die Nachricht von der Niederlage, die Friedrich kaum einen Monat später bei Kunersdorf erlitt und nun, ohne alle Hilfsmittel, sich selbst verloren gab. Ja, es schien der Augenblick gekommen zu sein, wo er Gebrauch von dem Gifte machen sollte, das er stets bei sich zu tragen pflegte, um sein Leben nicht schmachvoll enden zu müssen. In Folge der großen Niederlage der Preußen bei Kunersdorf reihte sich in Sachsen für Friedrich eine Kette von Unglücksfällen aneinander. Sachsen war von preußischen Truppen so ziemlich entblößt und der Herzog von Zwei=

drücken fiel mit dem Reichsheere in das Land, sich, bis auf Dresden, aller Städte und Festungen bemächtigend. Und abermals sah die unglückliche Hauptstadt Sachsens (am 30. August) ein Flammenmeer um sich wüthen, ihre kaum erbauten Vorstädte gingen in Brand auf, den Schmettau, der Mann des Feuers, zur Abwehr der ihn umdrängenden Feinde aufs Neue befohlen hatte.

Es war ein nutzloses Brandopfer gewesen, denn wenige Tage darauf ließ er sich, gemäß dem Befehle seines Königs, auf eine ehrenvolle Capitulation ein — die Kaiserlichen rückten nun in die Stadt. Ein Wechsel war es wohl für die Dresdener, aber wahrlich kein glücklicher, denn die croatischen Horden und Wallonen glaubten sich ermächtigt, die lutherischen Ketzer, die ohnehin der Hölle angehörten, über Gebühr zu tribuliren. Indeß diese Wendung der Dinge, die so Vielen das tiefste Herzleid brachte, erschien dem Doctor Caretto als die unfehlbare Gewißheit daß nun der Krieg sein Ende gefunden haben werde. Ihm war es nur darum zu thun, den König und seinen Günstling Brühl bald nach Dresden zurückkehren zu sehen, und in der That hegten Viele die Ueberzeugung, indem sie Friedrich II. gänzlich vernichtet glaubten. Desto tiefer bekümmert fühlte sich Helene de la Pelletrie. Mit dem Untergange Friedrichs ging auch ihre Hoffnung auf Befreiung ihres Gemahls unter. Sie verbarg ihre Thränen, nur Guido bemerkte dieses große Unglück, unter dem ihr Herz schier brach. Aber wie Glück und Unglück brüderlich nebeneinander wohnen, so war es auch hier der Fall.

Gleich am ersten Abend, als die Kaiserlichen eingerückt waren, saßen Frau Barbara und Meta zusammen und der alte Schnipps lagerte, wie immer, auf der Thürschwelle. Draußen war die Klingel gezogen worden und man hörte den Diener des Doctors den Eingang des Vorhauses öffnen. Es war dies so etwas gewöhnliches, daß die Frauen keine Aufmerksamkeit darauf verwendeten; aber plötzlich wurde der Schnipps wie rasend. Das alte Thier stieß Laute aus, wie weder Frau Barbara noch Meta je von demselben gehört hatten und warf sich mit dem ganzen Körper an die Thüre an, als wollte es sie aufsprengen. Jetzt wurde diese von Außen geöffnet, ein österreichischer Kürassierunteroffizier trat auf die Schwelle. Der Hund war vollkommen außer sich, in hohen Sprüngen, so gut seine durch Alter unbeholfenen Glieder es noch vermochten, trachtete er, nach des Mannes Brust emporzukommen, der ihn mit einem Schwunge erfaßte und zu sich aufhob. Frau Barbara und Meta erstarrten schier im Schreck, denn sie glaubten, dem Thiere müsse nun ein Leids geschehen von dem Fremden, der im Duster auf der Schwelle stehen geblieben war und von dem sie nur die große athletische Gestalt sehen konnten, denn das Schild des Helmes deckte, da er sein bärtiges Gesicht ein wenig zu dem Hunde niederbeugte, seine Züge mit ziemlich tiefen Schatten. Aber all' ihr Schreck zerstiebte plötzlich, als sie den fremden Krieger mit weicher, gebrochener Stimme sagen hörten: „Schnipps! mein Schnipps! haben wir uns einmal wieder!“

„Der Wachtmeister!“ rief Meta außer sich.

„Oh! so, so! der Herr Schäfer? nun, da steh' uns Gott bei! das ist ja eine wahrhafte Christbescheerung!“ stimmte Frau Barbara bei.

Ja, der ehrliche Wachtmeister Schäfer war es, der, seinem Vorsatze getreu, wie so viele Hunderte seiner Kriegskameraden, die preußischen Fahnen, denen sie nur gezwungen den Eid der Treue geleistet, verlassen und bei dem Reichsheere Dienste genommen hatte. Die Freude war groß bei diesem Wiedersehen.

Der Wachtmeister hatte viel von seinen Erlebnissen zu erzählen und von der Hoffnung, daß nun die preußische Majestät, auf's Haupt geschlagen, sich wohl oder übel zum Frieden bequemen müsse.

„Das wolle Gott, denn der Drangsale haben wir nun grade genug verkostet,“ sagte Frau Barbara. „Sieht jammervoll bei uns aus, Herr Schäfer, und's Herz blutet Einem bei dem Gedanken an alles Unglück, das der Zerschmetterer (Schmettau) über unser armes Dresden gebracht. Ich gebe zwar nichts auf die Barmherzigkeit des österreichischen Kriegsvolkes, denn man sagt nichts Gutes von den Leuten; doch ich denke mir, da unsers allergnädigsten Monarchen Majestät mit der Frau Kaiserin in gutem Vernehmen steht, werden die Obersten ihres Kriegsheeres mit uns ein Einsehen haben.“

„Wär's nicht, um ein redlicher Sachse zu bleiben und meinem Landesherrn getreu zu sein in Noth und Tod, wie ich's geschworen habe auf die Fahne, möchte ich

sagen, Frau Barbara, daß mir der österreichische Dienst bis an den Hals verleidet ist," redete Schäfer — „denn es kann einem frommen Kriegsmann nicht gleichgültig sein, was für Kameraden er hat. Unter uns gesagt, sind die Preußen keine Engel; aber ein rechtschaffeneres Kriegsvolk ist's doch, als die Croaten und Panduren und Ungarn, von denen man denken möchte, sie seien beim Teufel in die Schule gegangen und hätten das Sengen und Brennen und Stehlen und Massakriren zünftig gelernt.

„Ich will's Euch auch nicht verhehlen, daß ich's als Lutherischer recht satt habe unter diesem katholischen Kriegsheere und manchmal mit dem Sarras drunter hineinschlagen mußte, um mir bei den Dummköpfen, die mich als einen verdammten Ketzer ansehen, Ruhe zu verschaffen. Den Ketzer haben sie kennen lernen, daß er nicht mit sich spaßen läßt; aber der Henker mache Dummköpfe gescheidt." —

Der Wachtmeister gab hier nur seine Anschauung, die indeß sich auch sehr bald zu der der lutherischen Einwohner Dresdens oder überhaupt ganz Sachsens machte, das jetzt der Gewalt der Oesterreicher unterworfen war. Trotz der Strenge des Commandanten von Dresden, des Generals Marquire, geschahen doch vielfache Excesse, welche von der Rohheit der Besatzung zeigten, und fast immer wurzelten diese Excesse in dem dummen Ketzerhasse der Soldaten. Während jener Theil der Bevölkerung, auf dem zu allen Zeiten, in Krieg oder in Frieden, die meisten Lasten ruhen, der mittle Bürgerstand, schwer unter dem Joche der Freunde und Bundesgenossen seufzte, schwelgte die

Partei Brühls, die jetzt mit allem Uebermuthe das Haupt erhob, in dem seligen Gefühle des Triumphes, ihren Feind vernichtet zu sehen. Der Churprinz mit seiner Gemahlin und dem Hofe, hatte Dresden verlassen und sich nach München begeben. Für sein sanftes, menschenfreundliches Gemüth war der Anblick des schweren Geschickes, welches der Krieg über das schöne Dresden brachte, nur ein herber Schmerz.

So war diese Hauptstadt vollkommen in der Gewalt jener österreichischgesinnten Partei, welche in dem Siege der rohen Kriegshorden ihre Rache an Preußen fand, und der Abgott dieser Partei, der Ministerregent, streckte von Warschau aus seine Hand, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar, wieder in die Landesangelegenheiten. Seine Söldlinge legten jenen Muth wieder an den Tag, den sie früher zum Nachtheile Sachsens im Uebermaaße bewiesen. Indeß die Laune des Glückes ist eine Weiberlaune, leicht umschlagend, wie Aprilwetter. Friedrich II. hatte in diesem Jahre alles Mißgeschick erfahren, welches nur einen Feldherrn von seinem Genie treffen konnte. Obgleich er sich abermals nach Sachsen gewendet und sich zum Herrn des Landes gemacht hatte, so scheiterte doch sein Plan, Dresden wieder zu gewinnen, an den Unglücksfällen, welche zwei seiner Generale, Fink bei Maxen (den 21. November) und Dierike auf dem rechten Elbufer, erlitten und er sah sich genöthigt, das Glück, daß ihm in diesem Jahre so treulos den Rücken zugewendet hatte, im folgenden Jahre auf's Neue auf die Probe zu stellen.

In diesem strengen und kalten Winter befanden sich also zwei feindliche Heere in dem so schwer heimgesuchten Sachsenlande. Die Friedensunterhandlungen, welche Friedrich während der Winterruhe einleitete, fanden keine Beistimmung, da man sich überzeugt hielt, daß die kriegerischen Erfolge des nächsten Jahres ihm das vollkommenste Verderben bereiten würden. So brach denn das Jahr **1760** an.

Nach österreichisch-russischem Plane sollte Laudon und Soltikoff die Eroberung von Schlesien ausführen, während Daun und der Herzog von Zweibrücken, nachdem sie die Eroberung von Sachsen vollendet, das heißt, die Preußen aus Sachsen herausgeworfen hätten, in die Mark Brandenburg eindringen, solchergestalt Friedrich im eignen Herzen vernichten sollten. Die Lage Friedrichs war eine verzweifelte, sein Heer nicht mehr dasselbe, was es ehedem gewesen. Schlesien ging ihm verloren und immer näher schien die Todesstunde seines Ruhmes zu rücken. Vergebens suchte er Daun aus seinen festen Stellungen zu locken, und es blieb ihm, der nur **40,000** Mann, **100,000** Feinden gegenüberzustellen hatte, nichts übrig, als die List. Indem er mit seinen Truppen nach Schlesien zurückte, veranlaßte er wirklich Daun zur Folge. Indeß, plötzlich wendete er sich auf seinem Marsche zurück, um die unter Lascy zwischen Bautzen und Dresden stehende österreichische Heeresabtheilung anzugreifen; Lascy jedoch zog sich über die Elbe zurück, die Schlacht vermeidend, und nun näherte sich Friedrich Dresden im Sturmmarsche

und Tage des Entsetzens kamen über diese Perle des gottgeliebten Elbthales.

Glänzend lagerte der Sonnenschein auf den Höhen und des Elbstromes kleine Wellen hüpften fröhlich in der Sommerpracht des Julimondes, die das reizende Thal zum Garten verwandelt hatte, an den blumigen Ufern hin. Alles athmete Freude und Lust, die reiche Natur hatte ihr köstlichstes Feierkleid angelegt; aber Lust und Freude waren bald aus den Herzen der Dresdener entflohen und Angst- und Wehgeschrei, Verzweiflung und Vernichtung kämpften um den Preis in der unglücklichen, dem Verderben preisgegebenen Stadt.

Die Seigerglocken hatten aufgehört zu schlagen; sie, die Verkünder der Pulsschläge der fliehenden Zeit, schwiegen in tiefer Trauer, denn andere Stimmen hatten sich erhoben und ras'ten über die Stadt hin in furchtbarem, Mark und Bein erschütternden Donner. Es war der Todtensang des Glückes, das entsetzt der armen Stadt den Rücken wies. Hoch loderten die theilweise wieder aufgebauten Vorstädte empor, von den Oesterreichern in Brand gesteckt, um dem Feinde jeden Fußbreit Terrain zu entreißen. Wie ein Flammenpfuhl wogte das an dem Ufer der Elbe zum Bedarf der Stadt in zahlreichen, riesigen Klaftern aufgeschichtete brennende Holz, der Strom schien die von Luftzug über ihn hingewehten glühenden Wogen einzusaugen denn seine Fläche schimmerte brandroth im Abenddüster. Und doch war all das Entsetzliche nur das Vorspiel zu der furchtbaren Katastrophe, die bald erfüllt werden sollte.

Die Straßen waren menschenleer, die Einwohner hatten sich in ihre Häuser geschlossen, aus denen heraus der Jammer und die Angst in frommen Kirchenliedern erschallten, und die Verzweiflung in den Familien verkündete.

Am Nachmittag des letzten jener drei Tage, wo die Preußen die Altstadt von der Neustadt aus, und zugleich auch von den vier im Rücken der ersteren errichteten Batterien aus bombardirten, und die herabregnende Kugelsaat alle die Straßen verödete, wurde Doctor Caretto von einem, die Livree des Ministerregenten tragenden Diener zu einem im an die Töpfergasse, wo Caretto's Wohnung war, fest angrenzenden Brühl'schen Palais liegenden Kranken beschieden. Die Gefahr, auf den Straßen zu gehen, erlaubte dem Diener nicht, den seinen Herrn bisher behandelnden Arzt zu Hilfe zu rufen, da dieser ziemlich weit entfernt wohnte, und sich schon zwei Tage lang nicht hatte sehen lassen, entweder ein Opfer der tödtenden Kugeln geworden war, oder, was eben so wahrscheinlich schien, aus Vorsicht für sein Leben, sich nicht auf die Straße wagte. Als Caretto von diesem Krankenbesuche zurückkehrte, verschloß er sich in sein Zimmer, und Guido hörte ihn in großer Aufregung in demselben auf- und abgehen, dann aber wurde Alles still bis zum Abend. Vielleicht würde diese Seltsamkeit Guido's Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen haben, wenn nicht eine noch größere die Beachtung der kleineren überwogen hätte. Das preußische Corps in der Neustadt, welches viel zu schwach

war, um einer starken Heeresmacht die Spitze bieten zu können, zog sich in Eile über die Elbe zurück, um einem Zusammenstoß mit der unter General Ried heranrückenden Daun'schen Avantgarde auszuweichen. Diese Vereinigung der preußischen Macht auf den linken Elbufer war die Ursache, daß das Bombardement auf einige Stunden unterbrochen wurde. In diesen Stunden der Ruhe eilten die muthigsten der Einwohner auf die Straßen, um wenigstens zu sehen, welche Verwüstungen die preußischen Kugeln angestellt hatten, und überhaupt einige Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen.

Die Dämmerung lag schon wieder über der unglücklichen Stadt, als Doctor Caretto seinem Hilfsarzt befahl, ihm zu folgen, und sich zu einer kurzen Nachtwache bereit zu machen. Nie hatte Guido ihn so bewegt, so leidenschaftlich gesehen, als jetzt. Er umarmte ihn mit Ungestüm und seine Blicke glühten gleich Flammen in den durch die Jahre tiefer gewordenen Augenhöhlen. Guido fragte nicht, was ihn so aufrege. Ehe sie in das Zimmer des Kranken im Brühl'schen Palais eintraten, äußerte Caretto blos: „Es ist eine schwierige Krankheit, deren schnelle Veränderungen die ganze Aufmerksamkeit des Arztes erfordern. Ich werde deshalb in der Nähe bleiben.“ — Guido fühlte sich durchschauert, als er in dem Zimmer des Kranken die Wohnung des ehemaligen Directors, jetzt Hofraths Siepmann, und in dem Kranken diesen selbst erkannte. Siepmann war vor Monatsfrist in Geschäften von Warschau hierhergekommen und hier, als er schon

wieder abreisen wollte, heftig erkrankt. Obwohl Guido sicher war, daß Caretto wissen müsse, wer der Kranke sei, so hegte er doch keine Ahnung über dessen Wollen, in Bezug auf die Herstellung dieses seines Todtfeindes. Caretto hatte dem Kranken selbst eingegeben, und befahl dann, ein Trinkgeschirr bereit zu halten, wenn der Patient Durst äußere. Der Diener brachte einen silbernen Becher, den der Arzt selbst neben der Flasche mit Trinkwasser bereit setzte.

Dann blieb Guido mit dem Kranken allein, während der Diener, von der Angst und dem Wachen in den vorhergehenden Nächten ganz erschöpft, froh war, als ihm Caretto sagte, er möge sich getrost auf einige Stunden der Ruhe überlassen, wenn er ihm nur erst ein Gemach in der Nähe angewiesen haben werde, in dem er sich aufhalten könne, um gleich bei der Hand zu sein, wenn etwa Hilfe nöthig würde.

Indeß Guido sich dem Andrang der Erinnerungen, die dieser ihm vor langen Jahren wohlbekannte Palast gewaltsam erweckte, hingab, war dies derselbe Fall bei Caretto, nur in anderer Beziehung. Sein Blut schien in den Adern zu sieden, die wildeste Leidenschaft durchras'te seine Seele. Die Hitze des Julitages hatte mit dem nahen Einbruch der Nacht, die allmälig tiefdunkel niedersank, nicht nachgelassen, der warme Dunst schien in dem Gemache ihn selbst ersticken zu wollen — deswegen riß er die Fenster auf und badete die glühende Stirn in der nicht viel weniger schwülen Nachtluft.

Ja, diese Nacht gehörte der Verdammniß im vollsten Sinne des Wortes. Mit einem ungeheuren Krachen entladeten sich wieder plötzlich alle preußischen Geschütze, die Häuser erzitterten in ihren Grundfesten. Die Feuerkugeln und Bomben rasselten, Tod und Verderben bringend durch das tiefe Nachtdunkel — das Bombardement begann wieder, und ward durch die Nacht noch weit furchtbarer. Wirres Geschrei der Angst, unaufhörliche Trommelwirbel bald näher oder ferner, zuweilen ein in dem allgemeinen Toben dieses nächtlichen Aufruhrs ersterbender Ruf: Feuer! Feuer! — einzelne Flammenstrahlen, zu dem wolkenschweren, finstern Himmel aus den Dächern der Häuser aufsteigend, wo die Feuerkugeln gezündet hatten — und der ununterbrochene Donner der Geschütze, der die schwächeren, leichten Töne verschlang, und einem unaufhörlichen Gewitter glich, unter dem eine Erde vernichtet werden soll. Dies Alles machte die Seele erbeben.

Caretto hatte keinen Sinn für das Gräßliche um ihn, es verschwand vor ihm spurlos. Er feierte in dieser schauerlichen Nacht das Jubiläum seiner Rache, schlürfte mitten in dem ihn umrasenden Grauen die Lust des Gedankens, heute, wenn auch nicht vollkommen, doch einestheils, einen jahrelang in tiefster Brust verschlossen getragenen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Das war eine Seligkeit für ihn, die seine Sinne für alles Andere unempfänglich machte.

Zuweilen sah er auf die vor ihm auf den Tisch gelegte Uhr. „Elf Uhr — jetzt, er muß schon getrunken

haben," sagte er zu sich, und verließ das Gemach, nach dem Krankenzimmer zugehend. Alles war still in demselben, kein Ton, nicht das mindeste Geräusch vernehmbar. Er öffnete die Thüre.

Guido fuhr auf, ein leichtes Vergehen der Sinne hatte ihn in der schwülen Luft des Krankenzimmers übermannt, wie er sagte. Der Kranke dampfte vor Hitze und Schweiß. Er verlangte zu trinken. Guido schenkte den Becher voll und reichte ihm den Labetrunk.

Caretto ließ sich entfernt vom Bette auf einen Sessel nieder, mit geheimer Lust den Kranken von nun an betrachtend, jedem seiner Athemzüge lauschend. „Ach, die Hitze hier," klagte Guido — „ich habe noch nie solch einen Schwindel empfunden, wie jetzt." Der Arzt reichte ihn ein Flacon zum Riechen.

„Noch einen Trunk Wasser!" verlangte Siepmann.

Caretto reichte ihm diesmal selbst den Becher, auf dessen Grund er beim Einschenken einen prüfenden Blick geworfen hatte.

Nun trat ein tiefes, langes Schweigen ein.

Es entging dem Arzte nicht, daß der Kranke, wie immer, von Unruhe gequält, den Kopf bald rechts, bald links auf dem Kissen wendete. Endlich hörte er ihn sagen: „Ach, Doctor, Euer Auge ist stechend — ich kann Euern Blick nicht ertragen, er ängstet mich . . . seht mich nicht so an."

„Wie Ihr wollt," war Caretto's ruhige Antwort — „man sollte glauben, Ihr hättet ein schlechtes Gewissen, weil eines ehrlichen Mannes Blick Euch bange macht."

Der Kranke entgegnete nichts, er wühlte sein Gesicht tief in das Kissen. Wieder folgte ein dumpfes Schweigen, wenn auch keine Stille, da der ununterbrochene Geschützdonner eine zu schauerliche Musik war, um nicht Mark und Bein zu durchbeben.

Caretto ergab sich einem kurzen Sinnen, aus dem ihn ein schwaches Stöhnen ermunterte. Ein jäher Schreck ergriff ihn, als er Guido im Stuhle ausgestreckt und seine Glieder von heftigen Krämpfungen durchzuckt sah. Er trat schnell zu ihm hin, auch der Kranke war durch das Geräusch aufgeschreckt, und hob den Kopf. Guido's Puls ging wild, fieberhaft, in vollen, raschen Schlägen, dann wieder klein, matt, oft sogar momentan aussetzend. Vergebens suchte der Arzt die heftigen Zuckungen Guido's zu bewältigen, von Minute zu Minute steigerte sich die Wuth der Krämpfe, kalter Schweiß perlte auf der Stirne des so plötzlich Erkrankten, winselnde Schmerzenslaute entstiegen seiner Brust. Er besaß, trotz diesem entsetzlichen Zustande, seine vollkommene Besinnung, dies bewies das Bestreben, die vom Schmerze krampfhaft geschlossenen Lippen zu öffnen, um den Inhalt eines Fläschchens, was Caretto bei sich trug, in den Mund zu bringen. Diese Arznei schien von der besten Wirkung begleitet zu sein, es kam nach wenig Minuten Ruhe über den Kranken, und er lag matt und erschöpft im Lehnsessel. „Ha, diese entsetzlichen Schmerzen!“ stöhnte er.

Caretto rieb ihm die Pulse, da seine Glieder eiskalt geworden waren. Als er glaubte, daß Guido sich so weit

erholt habe, um eine Antwort, ob er nicht vermuthe, was diesen Zustand wohl hervorgerufen haben könne? geben zu können, richtete er diese Frage an ihn. Guido, dem die bleischwer gewordene Zunge fast den Dienst versagte, stammelte mit Mühe, daß er nur dem Genusse eines Bechers voll Wasser — er deutete dabei auf das silberne Trinkgeschirr Siepmanns — die Schuld beilegen könne.

Für den ersten Moment schien alles Leben aus Caretto's Körper zu entfliehen, er ward vollkommen unbeweglich, starr — dann wechselte dieser scheinbar bewußtlose Zustand so auffällig und entsetzlich, daß der im Bett liegende Kranke, in der Empfindung von Schauer, seinen Kopf in die Kissen sinken ließ, um seinen Anblick zu vermeiden. Caretto bot das Bild eines Mannes, dessen Aeußeres unter der Einwirkung der furchtbarsten Leidenschaft alle Nüancen der Steigerung bis zu dem höchstmöglichsten Grade zeigt. Seine Augen rissen sich weit auf, die Nasenlöcher erweiterten sich scheinbar, um einen langanhaltenden Athemstrom, aus tiefster Brust heraufquellend, auszuhauchen, der Mund klappte auseinander wie bei Menschen, denen der Ausdruck für das Entsetzlichste, das sie erleben, mangelt, die unter solchem Einflusse nicht mehr Herr ihres geistigen Selbst sind.

Dieser Ausdruck des Furchtbaren, welches den Arzt so gänzlich beherrschte, und trotz seiner großen, geistigen Kraft willenlos machte, hielt indeß nur einige Augenblicke an, dann stürzte er mit einem Laute, der dem letzten er=

stickten Aufschrei eines verscheidenden Thieres glich, plötzlich zu Boden.

Das dumpfe Gepolter, das sein schwerer Körper bei diesem Falle zu Boden verursachte, erschreckte Siepmann, dessen Gesicht in das Kissen gedrückt lag, so sehr, daß er, auffahrend, all seine Kraft anstrengte, und um Hilfe schrie.

Dies Geschrei ward die Ursache, daß Caretto sich bald der ihn so gänzlich bemeisternden Betäubung entriß und sich erhob. Sein Blick hing starr an Guido, der, unfähig sich aufzurichten, im Lehnstuhle lag, und durch dessen Glieder die Spuren neuer Krämpfe zuckten.

Diese Erkenntniß schien bei Caretto die Fessel zu lösen, welche der ungeheure Schreck, dem seine Geisteskraft gewichen war, über ihn geworfen hatte. „Vergiftet! unrettbar vergiftet!“ schrie er, Guido mit dem wildesten Ungestüm umklammernd — „Dir galt es nicht — Dir nicht . . . Diesem da . . . Diesem!“

„Mir?!“ rief Siepmann, von neuem Schreck durchbebt, sich auf seinem Lager aufrichtend.

„Euch! . . . Euch!“ entgegnete Caretto, ihn wild anstierend . . . „o, verflucht sei meine Seele auf ewig, daß sie so leichtgläubig sich dem Wahne hingab, einen Teufel vernichten zu können!“

„Wer seid Ihr?“ stammelte Siepmann, dessen aufgerichteter Oberkörper in die Kniegelenke zusammensank. Caretto, der auf dem Fußboden vor Guido kniete, wendete sich in derselben Stellung nach dem Bette Siepmanns,

und er ergriff dessen Hände, mit denen sich dieser auf den Bettrand stützte.

Eine Pause folgte, der wilde Blick des Arztes schien Siepmann fast zu entseelen.

„Pietro Monti, der Bildhauer!“ rief Caretto plötzlich. Siepmann stieß einen Schrei aus, er wollte sich in die Kissen vor diesen furchtbaren Blicken verbergen; aber Caretto hielt ihn bei den Schultern erfassend, in aufrechter Stellung fest. „Greift dieser Name in Dein Gewissen, Verfluchter?“ schrie er ihm zu, indem er ihn heftig rüttelte. „Gedenkst Du Angelika's, meiner schönen Braut, die Du verkuppeltest an Deinen Dir ebenbürtigen Principal? erinnerst Du Dich an Deinen ehemaligen Brotherrn, Benjamin Jacobi, den Du, Judas, verriethest und elend machtest? Hund der Verdammniß! Die Hölle hat Dir auch diesmal beigestanden. Diesen Todeskampf“ — er warf den Blick auf Guido — „solltest Du kämpfen, und ich wollte mich weiden an Deinen Schmerzen, Dir zurufen, wer Dein Mörder ist. Mein Jubel sollte Dein Leichenlied sein, in Fluch und Wahnsinn solltest Du zur Hölle fahren. Dir war der Gifttrunk bestimmt, an dessen Genuß jetzt Angelika's Sohn elend dahin stirbt.“

„Angelika's Sohn?!“ lallte der Kranke.

„Guido Renner, Angelika's Sohn!“ bestätigte Pietro Monti — „aus seiner Hand solltest Du den Tod saufen.“

Während Siepmann einen dumpf-heulenden Ton ausstieß, geschah zugleich ein dröhnender Fall — Guido war vom Stuhle herabgeglitten und wand sich in

wüthenden Convulsionen am Boden. Caretto vergaß bei diesem Anblicke auf Siepmann, er richtete Guido's Oberkörper auf, lehnte ihn an eines seiner Knie, daß sein Kopf auf demselben lag. Der Todeskampf des Vergifteten war grauenvoll, die entsetzlichen Krämpfe trieben die Augäpfel unter die weitaufgerissenen Lider hinauf, aus denen das Weiße nun zu dem über ihn gebeugten Arzte hinaufstarrte, ein erloschenes Leben bekundend. In diesem Anblicke brach das Herz des starken Mannes; Thränen fielen aus seinen Augen auf die verzerrten Gesichtszüge des Sterbenden. Aus der starren Lavarinde des Hasses brach die Liebe zu Angelika, die immer noch sein Herz mit derselben früheren Gluth beherrschte, mit Allgewalt hervor. Guido war das Bindeglied zwischen der Verklärten und ihm, und wie er in das allmälig ruhiger werdende Antlitz Guido's schaute, schien ihm die Ueberzeugung gleichsam wie ein Nachtgespenst entgegenzublicken, daß seine Lebensaufgabe eine verfehlte gewesen, alle seine Pläne mit diesem verscheidenden Leben zu Grabe gingen. Der entseelte Körper Guido's ruhte noch lange in seinem Arme, an seinem Knie. Caretto war so geistesabwesend, daß er nicht bemerkt hatte, wie mehrere Personen, durch das frühere Hilfsgeschrei Siepmanns herbeigerufen, ins Zimmer getreten waren.

Als er sich jetzt aufgerichtet und den entseelten Körper auf das nahe Sopha gelegt hatte, wendete er den Blick auf Siepmann und die Anwesenden. Es war ein

langer, grauenvoller Blick, dem ein unheimliches Lächeln folgte.

„Ihr habt so viele Todte schon begraben, begrabt auch diesen!“ sagte er und schritt langsam aus dem Gemache, das Haupt gesenkt, wie Einer, der alle seine Hoffnungen verloren.

Motto: Und Babel soll zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung werden, zum Wunder und zum Anpfeifen, daß Niemand darinnen wohne.

Jeremia, 51. K. 37. V.

Flammen wüthen auf allen Gassen, ein Feuermeer wälzt sich von Haus zu Haus, krachend stürzen die Dächer zusammen, die glühende Lohe lodert in Hunderten von rothdunstigen Säulen zum Himmel auf in das Rauchmeer, das über Dresden liegt. Und zwischen das rasende Gebrüll der Geschütze hindurch, das unaufhörlich die Lüfte zerreißt und gleicht dem Posaunenschalle, der Jericho's Mauern stürzte, die brennenden Gebäude in ihren Fundamenten zusammenrüttelt, erschallt das Geschrei der gräßlichsten Verzweiflung. Der Fluch rast als Würgengel über der unglücklichen Stadt und seine entsetzliche Stimme verschlingt das Wehgeschrei ihrer Bewohner. Wo sie hinschauen, wartet ihrer Tod, Vernichtung. Selbst die Flucht, die jetzt über die Brücke nach Neustadt hinüber den Unglücklichen offen steht, ist ein Todesweg, da die Kugelsaat, die ununterbrochen herabregnet, jeden Schritt zum letzten zu machen droht, und Tod und Zerstörung unter die Fliehenden streut. Ha, welches Bild des Ent-

setzens! Die Brücke ist von Flüchtlingen überfüllt, hinter ihnen wogen die Flammen der brennenden Gassen, deren zusammenstürzende Häuser mit entsetzlichem Geprassel Wolken von rothem, glühenden Dunst ihnen nachzuwälzen scheinen, das Geschrei der nachdrängenden Masse übertönt in einzelnen Momenten selbst den immerwährenden Kanonendonner, das Unglück hat nur einen Weheschrei noch übrig, den der Todesangst. Und er erschallt von Tausenden. Greise, Matronen, Mütter mit Säuglingen an der Brust, Kranke auf Tragen und Schiebböcken, Wöchnerinnen auf den Schultern ihrer Männer, kleine Kinder, in Körben auf den Rücken fortgeschleppt, größere an der Hand, Jeder in Bündeln die wenigen geretteten Habseligkeiten tragend, und auf aller Gesichter die Verzweiflung, von aller Lippen Wehgeschrei, aus tausenden von Augen Thränenströme — dazwischen ein entsetzlicher Aufschrei, wenn eine Kugel in diese auf der Brücke sich stopfende Masse fällt und Opfer fordert. Und über dies Bild des Entsetzens dichte Wolkenschichten von Pulverdampf und röthlichem Branddunst, der dem Luftstrome folgt und sich über den Strom hinüberwälzt, das prächtige Elbthal verhüllend, auf dem weiter hin die Sonne ihren köstlichen Glanz ausbreitet, eine stumme Zeugin des furchtbarsten Greuels, der Tausender Glück und Dasein vernichtet.

Die colossale Figur eines österreichischen Reiterunteroffiziers ragt über die fliehende Menschenmasse empor; es ist der ehrliche Wachtmeister Schäfer, er geleitet Meta und Frau Barbara, ohne ihn wären die schwachen Frauen, von

Allen verlassen, ein Opfer der Flammen, wie es so viele der Bewohner geworden.

Plötzlich wird die Luft von einem so furchtbaren Getöse erfüllt, welches alle schrecklichen Laute, die bis jetzt den Fliehenden zu Ohren gekommen sind, in sich verschlingt, übertäubt. „Die Stadt geht unter!“ schreien zahllose Stimmen, und Tausende schauen zurück. Mitten in dem Flammen- und Dunstmeere, das nach allen Seiten hin wie ein glühendes Netz über der Stadt schwebt, ragte noch vor wenig Augenblicken der massive Thurm der altehrwürdigen Kreuzkirche, wie ein unbesiegbarer Riese, empor — nun ist er verschwunden, an seiner Stelle wirbelt ein dichter, verfinsternder Staubnebel in die Höhe — die Fliehenden, ihr eignes Geschick vergessend, brechen in ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus.

Der heilige Markstein ihrer Heimath war gefallen, seine Trümmer begruben das Gotteshaus, das er zierte . . . .

In einer der Seitencapellen der Kreuzkirche liegt eine Frauengestalt, in sinnloser Angst auf ihr Antlitz dahingestreckt; sie ist zwar nicht die einzige Person in diesem Tempel, viele Andere haben in dem, dem Herrn geheiligten Hause ihre Zuflucht gesucht, sie schreien zu Gott um Erbarmen.

Die Betäubung hatte sich der Frau so bemächtigt, daß sie empfindungslos für den sie umgebenden Jammer ist. Es ist Helene de la Pelletrie. Das Unglück, wenn es in solch' hohem Grade auf Menschen einstürmt, isolirt

dieselben, vereinzelt sie und zerreißt oft die heiligsten Bande — Keiner kümmert sich um den Andern, Jeder hat mit dem eigenen Geschick zu kämpfen, die fremde Last erschwert den Kampf nur. Der Ruf: „Feuer!“ durchras'te die Töpfergasse, die preußischen Feuerkugeln hatten an mehrern Stellen zugleich gezündet.

Seit der vergangenen Nacht hatte Helene weder den Doctor, noch Guido gesehen. Der erstere war nach Hause gekommen, und hatte sich still in sein Zimmer verschlossen.

Der Schreck und die Verwirrung war zu so hohem Grade gestiegen, daß selbst des Doctors beide Diener, daran gewöhnt, daß ihr Herr oft mehrere Stunden lang sich einschloß, wenn er eins jener geheimen Arcana bereitete, die bei Kranken in den verzweifeltsten Fällen oft Wunder thaten, auch denselben vergessen hatten. Aber als der Ruf: „Feuer!“ durch die Straße erscholl, und Helene in Todesangst sie fragte, wo ihr Herr sei? erinnerten sie sich seiner. Man klopfte und rief an der verschlossenen Zimmerthüre, und als keine Antwort erfolgte, sprengte man sie auf. Der Doctor lag entseelt vor Angelika's Bilde, in dem kleinen Cabinet, auf dem Antlitz; — ob ein natürlicher Tod oder ein durch seinen eigenen Willen herbeigeführter ihn erreicht hatte, blieb unerörtert, denn die Zeit war nicht geeignet, eine Untersuchung darüber anzustellen. Vom Luftstrom getrieben, schlug ein Flammenschwall an der Außenseite der Fenster hin, furchtbares Geschrei verkündete die Größe der Gefahr, und der entsetzliche Knall einer in Mitte der Gasse zerspringenden Bombe vervoll-

kommnete die Verwirrung. Alle entflohen dem Hause. Helene war so von der Verwirrung übermeistert, daß sie, statt den alleinrettenden Weg nach der Brücke einzuschlagen, wie blind dem Neumarkte zustürzte. So kam sie, immer weiter fliehend, ohne Willen und ohne klares Bewußtsein — denn überall wogten Feuergluthen, prasselten zusammenstürzende Giebeldächer und, das Wehgeschrei übertäubend, entluden sich krachend die mit Brennmaterial gefüllten Kugeln der Belagerer — bis zur Kreuzkirche, in welche sie sich rettete, aber, von der furchtbaren Angst, die sich ihrer bemächtigt hatte, gänzlich besinnungslos, in dem kühlen Schatten des Gotteshauses niederfiel. Mit einer ungeheuren Schnelligkeit breiteten sich die Flammen in den am Altmarkt unweit der Kreuzkirche gelegenen ziemlich engen Gassen aus, die alterthümlichen Gebäude standen wie im Nu in lichter Lohe.*) Löschen war unmöglich; nicht wegen der Gefahr allein, von den Kugeln getödtet zu werden, sondern wegen des gänzlichen Wassermangels, da die Belagerer das Röhrwasser abgeleitet hatten.

Mitten durch die brennenden Straßen, denen die noch zurückgebliebenen Bewohner jetzt schreiend entflohen, rannte ein Weib, in zerfetzte Lumpen gehüllt, und kreischte unauf-

---

*) Die Moritzstraße, Pirnaische, große und kleine Schießgasse, Rampische Gasse, Töpfergasse, die Häuser am Neu- und Altmarkt, Friesengasse, Kirchgasse und Lochgasse brannten fast ganz nieder.

hörlich: „Feuer! Feuer!“ Der Anblick des wilden, zum Himmel aufbäumenden Elementes, wie es überall hervorbrach mit tausend Zungen, schien das Weib wahnsinnig gemacht zu haben; ihre gelben Haare flatterten aufgelös't, gleich einem Schleier, hinter ihr her, während sie selbst einem unheimlichen Wesen glich, das mitten in dem sie umwogenden Verderben unversehrt bleibt und das Entsetzen von Ort zu Ort trägt.

Plötzlich schien die Erde zu beben, ein ungeheurer Luftdruck von Oben nach Unten schleuderte die Wahnsinnige gewaltsam zu Boden. Als sie sich wieder aufraffen konnte, machte eine ungeheure Staubmasse, von der Flammengluth der nahen Kirchgasse röthlich durchschimmert, sie vollkommen blind, sie stürzte gerade aus fort und gelangte in das Portal der soeben durch den Fall des Thurmes in ihrem Gewölbe zerschmetterten Kirche. Der ungeheure Luftdruck, den der Sturz des Thurmes bewirkte, hatte die Flammen der Kirchgassen-Häuser wie Spreu auseinandergeschleudert und das Kirchgebäude selbst mit lauter feurigen Zungen bekränzt, die sich mit rasender Schnelligkeit einfraßen, so daß das durch die Sommerhitze vollkommen ausgetrocknete Gebälke bald in lichter Gluth stand.

Das entsetzliche Krachen des stürzenden und das Gewölbe unter seiner Last begrabenden Thurmes hatte Helenen aus der Ohnmacht aufgeschreckt; sie wußte nicht, was geschehen war, ja, sie konnte sich nicht einmal besinnen, wo sie sich befand; aber sie war aufgesprungen, der jedem Menschen eingepflanzte Trieb zur Rettung des Le-

bens jagte sie fort, sie sah nichts als eine dunkle Staubmasse, in der sie sich bewegte. Da schallte der Ruf: „Feuer!“ in ihr Ohr, sie wendete sich der Richtung zu, woher die Stimme drang, und stürzte mit dem Geschrei: „Ach, Hilfe! Hilfe!“ zu den Füßen der Feuerkreischenden nieder. Diese beugte sich über sie hin und strich mit den Händen über ihr Gesicht und kicherte vor sich hin:

„'S ist Hochzeit heute . . . eine schöne Hochzeit . . . da muß es brennen . . . und flammen . . . Hei! wie das Feuer lodert! . . . ich hab's angezündet . . . ich . . . Niemand Anders . . . Niemand . . . Niemand!“ Helene schaute auf, ein langes Anstarren in der Sprechenden Gesicht, und, wie von Fieberschauer ergriffen, zuckte sie zusammen, den Namen „Ulrike!“ lallend.

„Bist todt, mein Kindlein?“ fragte die Wahnsinnige, ihr Gesicht so nahe dem Helenens bringend, daß diese von dem heißen Hauche ihres Mundes sich angeweht fühlte; „bist todt? . . . o, sie sollen Dich mir nicht mehr entreißen . . . Du bist mein . . . ich bringe Dich fort . . . Keiner darf Dich anrühren . . . Keiner . . . auf meinen Armen trage ich Dich, wie damals, als sie Dich in den Sarg gelegt hatten . . . ja, so trag ich Dich . . . Du bist mein!“

Und mit einer Riesenkraft, die nur durch ihren Wahnsinn hervorgerufen ward, hob sie Helene auf ihre Arme und eilte mit ihr fort, unbekümmert durch die Gefahr, die ihr drohte, da sie mitten durch die brennende Kirchgasse dem Neumarkte zurannte.

Helene erkannte die Unmöglichkeit, sich auf irgend

eine Weise von dem starken Arme ihrer Trägerin loszumachen; sie zitterte vor Entsetzen, unter dem herabprasselnden Gebälke begraben, von den rauschenden Flammenwogen erfaßt und verzehrt zu werden. Wie früher der höchste Grad von Betäubung ihre Sinne bemeistert hatte, so gab jetzt die höchste Anspannung derselben ihr eine Klarheit des Denkens, die unter diesen Umständen noch weit furchtbarer war; denn die Todesgefahr, der sie sich durch die Wahnsinnige ausgesetzt sah, stand in schauerlicher Nacktheit vor ihren Augen. In der namenlosen Angst, die mitleidslos ihre Sinne schärfte, umklammerte sie mechanisch den Hals Ulrikens, um sich fest an ihr zu halten, denn sie fürchtete, durch das Schwanken der Last ihres Körpers, von den Armen ihrer Trägerin herunterzustürzen.

Diese Bemühung von Seiten der Getragenen, sich fester an sie anzuschließen, war für die Wahnsinnige eine große Erleichterung, und schneller durchrannte sie den todesgefährlichen Weg zwischen den flammenden und zusammenstürzenden Häusern. Das Rauschen der Feuerwogen, der Erd' und Himmel durchschütternde Donner der Geschütze, das Prasseln und Krachen der zusammenstürzenden Häuser war so fürchterlich, daß Helene die Augen schloß und sich willenlos ihrem Geschicke ergab.

Der heiße, sengende Dunst der Gluthströme der brennenden Gebäude, welcher vor Kurzem sich noch so fühlbar auf Helenens Körper gemacht hatte, daß sie mit jedem Augenblick davon ergriffen zu werden fürchtete, ließ nach, sie fühlte nichts mehr davon. Einige feuchte Tropfen fie-

len auf ihre Hand, sie schlug die Augen auf und erkannte sich dem drohenden Flammentode entrissen, fern von dem entsetzlichen Brande, zwischen den Häusern einer verödeten Gasse. Wieder fielen Tropfen auf ihre Hand; es waren Schweißperlen von der Stirn ihrer Trägerin, deren Gesicht von der ungeheuren Kraftanstrengung glühte und über und über mit Schweiß bedeckt war.

„Laß ab! laß ab!“ flehte Helene und versuchte, sich loszuringen.

„Nein, nein, wir müssen zur Donau ... da ist's kühl für uns ... das Schiffchen ist ja Deine Wiege ... weißt es nicht mehr, wie wir gefahren sind auf dem glatten Wasser? ... 's war schön ... Du schliefst so gut ... mußt wieder schlafen, wie damals . . . habe Dich ja so lieb, mein einzig Kindlein ... habe es früher nicht gewußt, daß ich Dich lieb habe... aber jetzt weiß ich's ... jetzt ... sie sollen Dich mir nicht mehr entreißen.“

Unter diesen, mit keuchender Stimme hervorgestoßenen, abgebrochenen Reden hatte Ulrike Halt gemacht, einen Fuß auf einen niederen Eckstein gestemmt und umfaßte in dieser ruhenden Stellung Helene so fest und kräftig mit beiden Armen, daß diese jeden Versuch, sich von ihr zu befreien, als vergeblich betrachtete und sich dem sie beherrschenden Zwange, der Gewalt der Wahnsinnigen, ergab.

Ulrikens Gesicht war abgezehrt, der Irrsinn hatte ihre Züge verwüstet, aber nicht unkenntlich gemacht; das

Wiedersehen zwischen ihr und Helenen trug den Charakter des Furchtbaren im vollsten Sinne des Wortes.

Nach einer kurzen Ruhe eilte Ulrike weiter mit ihrer Last. Sie gelangte an den Wall. Hier standen Soldaten, die sie zurückjagen wollten.

„'S ist mein Kind . . . 's ist mein Kind!“ hörte Helene sie schreien, „. . . muß es in's Schiff bringen.“

„Laßt's halter dös Weibsstück durch,“ sagte eine tiefe, männliche Stimme, „. . . 's ist von der Angst verrückt worden. Wie's ausschaut! wie 'ne Hexen — laßt's passiren!“

Der Vergleich, der die Wahnsinnige mit einer Hexe auf gleiche Stufe stellte, war indeß ein sehr günstiger für Ulrike; ein wieherndes Gelächter der Soldaten begleitete sie in ihrer nun durch nichts behinderten Eile. So erreichte sie eins der Pförtchen, welche am Elbufer ausmündeten und jetzt geöffnet waren, um die Communication mit den die Neustadt beherrschenden österreichischen Truppen zu unterhalten, da der Commandant, General Maquire, die steinerne Elbbrücke den flüchtenden Bewohnern Dresdens als Passage gestattet hatte. Ulrike rannte eine große Strecke Wegs unterhalb des die Elbe deckenden Walles hin, Niemand hielt sie hier auf dem schmalen Wege auf. Plötzlich stieß sie einen Freudenschrei aus, ein kleiner Elbkahn lag im Gesträuch am Ufer und wenige Secunden darauf befanden sich Beide in demselben. Ulrike riß den Strick, mit dem er angehangen war, los, und das schwankende Fahrzeug schaukelte eine Weile unter dem hochrankigen

Strauchwerk hin, bis es, an der Mündung des Weißeritz-canals angelangt, durch dessen sanfte Strömung unaufhaltsam nach der Mitte des Elbstromes geführt, bald in dessen Bereich kam und nun, pfeilschnell von dem starken Zuge des Wassers ergriffen, stromabwärts gleitete. Ulrike war, zum Tod erschöpft, im Kahne zusammengesunken; der kühle Wind über dem Strome durchschauerte ihren schweißdampfenden Körper mit Fieberfrost und eine todtenähnliche Blässe übergoß jetzt das noch vor Kurzem glühende und heiße Gesicht. Helene war befreit von der Gewalt ihres Wahnsinnes, sie glaubte sich auch aus der Todesgefahr befreit, denn die Schnelligkeit, mit welcher der Kahn jetzt am großen Gehege hinglitt, entfernte sie rasch aus dem Bereiche der Stadt, die in einen düstern, röthlichen, den Blicken undurchdringlichen Dunst gehüllt sich wies.

Helene schöpfte tief Athem; der frische, kühlende Hauch des Luftstromes war ihr wohlthätig, und die von ihrem Herzen weichende Angst ließ ihr die Gefährlichkeit leicht übersehen, die der geringste Zufall, bezüglich ihres Rettungsmittels, des leichten, schwankenden Fahrzeugs, herbeiführen konnte. Der Eindruck so gewaltiger Begebenheiten, so entsetzlichen Unglücks, zu dessen Schilderung der Sprache Worte mangeln, läßt auf kleinere und noch gestaltlos drohende Gefahren vergessen. Helene dachte nicht einmal an ihre Zukunft, obwohl sie nichts, als ihr Leben, gerettet hatte. Sie gab sich der wohlthuenden Ruhe nach dieser höchsten geistigen Anspannung hin, Geist und Körper bedurften der Erholung; sie saß, regungslos nach der

Stadt schauend, auf dem schmalen Brette an der Seite des Kahns, während Ulrike zu ihren Füßen saß, den Oberkörper an ihre Kniee gelehnt, das Haupt auf ihren Schooß gelegt, und schwer keuchte.

Im Gehege blitzten Gewehre, es waren Jäger von der sogenannten preußischen Freipartie; Schüsse knallten auf den Kahn herüber. Ulrike ließ einen dumpfen, erstickten Laut hören. Man schien nicht die Absicht zu haben, den Kahn zum Anhalten zu zwingen oder ihn zu zerstören, da man nur ein Frauenzimmer darin erblickte; Helene sah, wie sich die Leute wieder vom Ufer wegwendeten und dem Kahne keine weitere Aufmerksamkeit schenkten. Sie war heftig erschrocken. Als sie niederblickte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus; der bloße Hals Ulrikens wies sich stark von Blut besudelt. Eine Kugel hatte sie in denselben getroffen und die schweren, röchelnden Athemzüge deuteten darauf hin, daß ihres Lebens letzter Augenblick nahe. Helene rief ihren Namen; Ulrike blickte sie an, es war der letzte Blick der Unglücklichen, die im nächsten Moment ihren Geist aufgab.

Eine wunderbare Fügung verknüpfte und lös'te unerwartet die Geschicke beider Frauen. Jetzt schwieg das einst so haßreiche Herz, all' seine Leidenschaft war gestillt, wie sie eigentlich schon im Wahnsinne untergegangen war. Helene dankte ihr die Rettung ihres Lebens. Welche Schicksale, oder vielmehr, welche Wege des Elendes sie nach Sachsen geführt hatten: wer konnte darüber Auskunft geben?

Aber der Anblick der Leiche erfüllte Helene mit Schauder; sie versuchte, mit schwacher Hand, das Steuer zu lenken, der Strom war zu stark, um den Versuch mit Erfolg zu belohnen. So gleitete der Kahn schnell nach dem reizenden Lößnitzthal. Hoch vom Kamme der Weinberge schaute das Spitzhaus nieder und die grüne Pracht, die hier ausgestreut war, ruhte im reichsten Abendsonnenglanz. Ach, welche Erinnerungen bemächtigten sich Helenens! Jene Zeit trat wie wirklich vor sie hin, wo sie hier gelebt hatte, ein stilles, glückliches Dasein, wo sie — liebte. Hier, mit dem Abschiede, den der Churprinz von ihr genommen in heftiger Aufregung, hatte auch ihr stilles Glück von ihr Abschied genommen und ihr Leben war ernst und traurig geworden, lichtlos und kummervoll, bis Hyppolits Liebe die sanfte, heiligende Ruhe in ihr Herz hauchte, die stets der Ausdruck eines innigen, durch herbe Erfahrungen gedrückten Gemüthes zu sein pflegt. Nie hatte sich Helene, in Stunden der Selbstprüfung, verleugnen können, daß die Liebe zu Hyppolit, ihrem Gemahl, gegen die, welche sie früher für den Churprinz empfunden, eine wesentlich verschiedene sei. Die erstere war ein inniger, erhöhter Grad der Freundschaft, auf Hochachtung für den betreffenden Gegenstand basirt, die zweite aber eine Leidenschaft, die mit allem ihren süßen, geheimnißvollen Zauber das ganze Wesen des Menschen durchdringt und beseelt. Während ihres geheimen Aufenthaltes zu Dresden hatte sie den Churprinzen ein einziges Mal gesehen. Sie mied ängstlich jede solche Gelegenheit, durch seinen Anblick

an das Frühere erinnert zu werden, indem sie glaubte, ein Verbrechen an ihrem Gemahle zu begehen.

Ein kräftiger Druck ihrer Hand wendete das Steuerruder, und der Kahn glitt aus dem Strom unbemerkt in das ruhigere Fahrwasser hinüber, sie gelangte allmälig dem rechten Elbufer näher und eine Biegung des Flusses führte das kleine Fahrzeug demselben endlich so nahe, daß es ihr möglich wurde, mit den Händen einiges über den Wasserspiegel hängendes Strauchwerk zu fassen und solchergestalt den Kahn so weit dem Ufer zu nähern, daß sie einen kleinen Sprung mit Sicherheit wagen konnte. Der Letztere gelang; indeß der Abstoß, den das Fahrzeug mit dem Fuße empfing, trieb es augenblicklich aus dem Bereich ihrer Hände, mit denen sie es, am Ufer stehend, zu fassen vermeinte. Eine Weile schaukelte der Kahn längs dem Ufer hin, dann kam er an eine Stelle im Wasser, die man mit dem Namen „Drehloch" bezeichnet, und wurde von den kleinen, wirbelnden Wellen der Mitte des Stromes zugestoßen, in die er endlich gerieth und wieder, pfeilschnell dem gewaltigen Zuge folgend, hinabglitt, so daß er bald aus Helenens Blicken entschwand. „Wo wird sie ihr Grab finden?" fragte sich die Baronin schmerzlich, dem Fahrzeuge nachblickend.

Der Abend neigte sich und die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung trieb sie an, das nutzlose Nachschauen aufzugeben. Von fern her dröhnte das Gebrüll der Geschütze noch ununterbrochen fort, so daß es schien, als würden die Lüfte von einem immerwährenden, dumpfen

Donner gerüttelt. Der röthlich-düstere Nebel über der Stadt verfinsterte deren ganzen Horizont.

Helene eilte die Richtung nach dem Spitzhause zu; sie entsann sich der Familie des geheimen Kriegsrathes Retzsch, welcher jetzt das ansehnliche, ehemals ihrem Vater gehörende Weinbergsgrundstück besaß und einer jener wenigen redlichen Männer war, die nicht zu den Anhängern Brühls gehörten und bei vorkommenden Gelegenheiten ihren Unwillen über die unwürdige Regimentsführung des habsüchtigen Ministerregenten nicht zurückzuhalten pflegten. Wenn auch keine engere Verbindung zwischen dem Geheimrath von Erffa und dem geheimen Kriegsrathe Retzsch stattgefunden hatte, so war doch die Erinnerung an die auf gegenseitige Hochachtung gestützte Freundlichkeit zwischen beiden Männern und die Kenntniß von dem rechtschaffenen Charakter des Letzteren für Helene in einer Lage, wie die ihrige jetzt war, wo sie sich hilflos und verlassen wußte, maaßgebend genug, daselbst Schutz für den ersten Augenblick zu suchen.

Als die Abendsonne in tiefer geröthetem Glanze ihr Lichtmeer auf die Weinberge goß, langte sie ermüdet daselbst an. Die Familie des geheimen Kriegsrathes war auf dem Sims versammelt und horchte den fürchterlichen Donnerschlägen, die von der Stadt herdröhnten, in banger Erwartung.

Welcher Contrast! dort Tod, Verwüstung, Untergang — hier die höchste Blüthe einer reichen Natur, stiller, ländlicher Friede und das Gottesreich der Eintracht.

Und Helenens Hoffnung war keine voreilige gewesen; sie fand Hilfe und Obdach in ihrer Verlassenheit. Dasselbe Haus, wo sie einst so glücklich gewesen war in den Träumen ihrer reinen Liebe, bot ihr jetzt ein gastliches Dach in ihrer großen Bedrängniß. . . . .
. . . .

Die Dörfer und Weinberge, die kleinen, nahen Städte des rechten Elbufers waren zu jener Zeit der Trübsal überfüllt mit obdachlosen Einwohnern Dresdens. Da gab es keine Hütte, in der nicht zwei oder drei Familien, außer der des Besitzers, wohnten, die gleiche Noth und Bedrängniß verwischten den Standesunterschied und machten die Herzen geschmeidiger.

Die vorletzte Nacht des Julimonates (**1760**), der so Entsetzliches über Dresden gebracht, hüllte den Abzug des Preußenkönigs*) in ein regnerisches Gewand, und am nächsten Morgen hörte man den Seiger der Schloßuhr wieder schlagen, dem die feierlichen Glockentöne von der

*) Die Preußen schändeten ihre Kriegerehre durch den gröbsten Vandalismus, indem sie den großen Garten, eine Zierde Deutschlands, zur vollkommenen Wüstenei machten, ehe sie abzogen. Es ist zweifelhaft, ob Preußen oder Kaiserliche mehr geschadet haben. Die Letzteren, als Dresdens Vertheidiger, wurden auch seine Verderber. Ihre Raubsucht und ihr Religionsfanatismus waren gleich groß, sie sprengten die Keller und Gewölbe auf, wohin viele Familien ihre letzte Habe gerettet hatten, und raubten, was das Feuer verschont hatte. Die Ersteren saugten buchstäblich dem Lande das Lebensmark aus, durch sieben lange Jahre, wo sie in Sachsen haus'ten.

Sophien- und Frauenkirche folgten. Es waren schmerzliche Trauerklänge des sonst so erhebenden Geläutes, das jetzt über die Schutt- und Trümmerhaufen von **500** niedergebrannten Häusern hinpulsirte.

An demselben Morgen, wo die ehernen Zungen ihren alten Gruß, nach langem Schweigen, zum ersten Male wieder über die unglückliche Stadt riefen, begab sich in dem Gehöfte eines nahen Dorfes eine sonderbare Scene.

Ein Schwerkranker lag auf einem elenden Lager. Zu Füßen desselben standen zwei Kinder, die weinend auf ihn, ihren Vater, hinsahen. Meta befand sich zwischen ihnen, die armen, bald zu Waisen werdenden Kleinen tröstend und beruhigend. Frau Barbara stand seitwärts, ihr Gesangbuch in der Hand und neben ihr der Wachtmeister Schäfer. Der Dorfgeistliche, ein würdiger Greis, vom Richter, zwei Gerichtsmännern und dem Gemeindeältesten des Dorfes begleitet, traten ein. Als der Kranke sie sah, hob sich seine schwer athmende Brust, und ein langer Athemzug entquoll seinen bleichen Lippen, als sinke eine große Last von seinem Herzen. Dieser kranke Mann, dem der Tod nur noch wenige Zeit ließ, um sein Haus zu bestellen, war ein ehemaliger Diener der Churprinzeß zu jener Zeit, als Meta bei der hohen Frau war. Ein Jahr nach der Entfernung Meta's aus dem Dienste der hohen Frau, hatte auch er, nachdem er sich mit einer sogenannten Bettfrau der Churprinzeß verehelicht, den Dienst quittirt und eine bürgerliche Nahrung ergriffen. Er erfreute sich einiger Unterstützung von seinen Gönnern, seine Nahrung

hatte guten Fortgang; trotzdem aber, daß die Nahrungssorge ihm fern blieb, verfiel der Mann in eine unerklärbare Schwermuth und man flüsterte sich zu, er lebe höchst unglücklich mit seinem Weibe, das einen garstigen, häßlichen Charakter habe. Indeß, die Frau starb und hinterließ ihm die beiden kleinen Kinder; wider alles Erwarten blieb der Mann schwermüthig. Schon vor der Belagerung war er sehr krank und nur die Liebe zu seinen Kindern hatte ihn zu einer Flucht aus Dresden in jenen Tagen des Entsetzens getrieben. Sein Haus und all' seine Habe hatte er von den Flammen vernichtet gesehen. Dieser Anblick, die Gewißheit, ein Bettler zu sein, die Schrecken und die für seinen kranken Körper ungeheure Anstrengung der Flucht machten solch' einen Eindruck auf ihn, daß er nur mit Mühe an jenem Abende ein Dorf erreichte und bei einem Gehöfte, unfähig, sich weiter zu schleppen, liegen blieb. Das Wehegeschrei der Kinder rief die Bewohner aus dem Gehöfte. Der Zufall hatte Frau Barbara und Meta auch hierher geführt. Durch lange Jahre war die erstere mit dem Bauergütler bekannt, der ihr ihren Bedarf an Milch und Butter geliefert und ihr jetzt in der Noth, als einer alten Bekannten, ein Obdach gegeben. Auf Meta's Bitten, welche den armen, kranken Flüchtling erkannte, wurde derselbe mit in die Kammer aufgenommen und das herzliche Mitleid Meta's wurde für die beiden Kinder eine große Wohlthat, die deren kranken Vater so sehr erschütterte, daß er zuweilen ihre Hand ergriff, sie küßte und ausrief:

„Ach, solcher Barmherzigkeit bin ich von Gott Verworfener nicht würdig!“

Es wurde immer schlechter mit ihm, und da er fühlte, daß das Ende ihm nahe sei, so bat er, man möge den Geistlichen und die Gerichtsleute des Ortes rufen, er habe eine Entdeckung zu machen, die ihm den Tod erleichtern werde.

Als der Geistliche ihm näher getreten, sagte der Kranke mit matter, erlöschender Stimme: „Ich habe Schweres auf dem Herzen, große Sünde — will Alles abthun, daß sich Gott meiner erbarmt.“

Nach einigen Versicherungen des ehrwürdigen Landpfarrers, daß ein Reuevoller nicht an Gottes Gnade und Vergebung verzweifeln dürfe, schaute der Kranke nach Meta, und heiße Thränen rannen über seine todtfahlen Wangen.

Welch' Bekenntniß ging über seine Lippen! Er und sein Weib waren die Thäter jenes Verbrechens gewesen, um dessenwillen Meta's Ehre gebrandmarkt, sie fünf schreckliche Jahre im Zuchthause verlebt, und ihr ganzes Lebensglück vernichtet ward.

„Und wer hat Euch dazu verleitet, Mann?“ fragte der Pfarrer.

Der Kranke nannte den Namen eines bei Hofe Angestellten, von dem er eine bedeutende Summe für die Ausführung des Verbrechens empfangen, der aber vor zwei Jahren, laut Nachrichten, in Warschau durch einen Sturz mit dem Pferde plötzlich gestorben sei. Der Kranke

war so sehr erschöpft von der Anstrengung des Sprechens, daß er, einem Todten ähnlich, auf dem Lager ruhte.

Eine tiefe, feierliche Stille lagerte auf allen Anwesenden. Meta, über das Gehörte außer aller Fassung, war an des Wachtmeisters Brust gesunken, an sein treues Herz, das nicht abgelassen hatte von ihr in den Tagen ihrer Unehre. Und wie Alle so tief erschüttert waren von dem Bekenntniß des Sterbenden, das den Schleier von einer bösen That riß, da hob Frau Barbara mit zitternder Stimme das ehrwürdige, heilige Loblied an: „Nun danket Alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen."

Feierlich wallte der Gesang des herzlichen Dankes von Aller Lippen, Jeder fühlte, wie das Lied der einzige wahre Ausdruck für das Ereigniß dieser Stunde sei, denn Gott hatte Großes gethan, wie es auch in dem heiligen Chorale heißt. Und als die letzten Töne desselben verklangen, da glättete sich des Sünders fahles Antlitz, der Tod legte ihm die Hand aufs reuevolle Herz und auf den Schwingen des aus Aller Herzen strömenden Lobliedes entfloh sein Geist zum Throne des Friedens und der Vergebung.

Friede! Segnung des Himmels! Du lieblich duftender Gotteshauch! über Gräber wehst Du und breitest Trost über die Weinenden, streuest Deine Mohnblüthen über die Unglücklichen und hüllst in den Schleier der Vergessenheit die wilden Leidenschaften der Sterblichen.

Der heilige Friedensengel durchwallte das von tausend schweren Wunden blutende Sachsen.

Nach sechzehn Hauptschlachten, ohne die kleineren Treffen, befand man sich am Ende des Krieges genau auf demselben Punkte, wo man ausgegangen war. Eine Million unglücklicher Familien zählte nicht in der Waagschaale der Gewaltigen. Der Hubertsburger Friede war am 15. Februar 1763 geschlossen worden. Friedrich II. trat glänzend von dem Schauplatze des Krieges zurück in sein Privatleben, in das Stillleben von Sanssouci.

Es war am 16. März, also kaum einen Monat nach dem Friedensschlusse, als mehrere sächsische Hofcarossen vor dem Moritzburger Schlosse auffuhren. Der Churprinz Christian mit seiner Gemahlin, umgeben von ihrem hohen und niederen Dienstpersonale, stieg daselbst aus, und ward unter dem Portale des schönen Lustschlosses von dem Preußenkönig empfangen. Schweigend wandelten sie durch die Zimmer, die so viele Freude in besseren Tagen gesehen. Sie traten dann in jenes Gemach ein, das der buntgefiederte Thron eines mexikanischen Volkes schmückt und hier erst, wo sie sich allein sahen, brach Friedrich das lange und bange Schweigen.

„Lassen uns Ew. Königl. Hoheit als Freunde scheiden,“ sagte er; „die Hochachtung, die ich für Sie und Ihre hohe Frau Gemahlin hege, ist es, welche mich diesen aufrichtigen Wunsch aussprechen läßt. Hart liegt der Fluch des Krieges auf Ihrem Lande, man wird mich als den Urheber desselben anklagen, — die Nachwelt muß

Richter sein über mein und meiner Feinde Thun. Gott hat schon gerichtet, indem er mich, wie Daniel in der Löwengrube, mitten unter den zahllosen Gefahren, die mir meine Feinde bereitet, erhalten und unversehrt daraus hervorgehen ließ. Dies Urtheil des Himmels ist meine Rechtfertigung vor der Mitwelt."

Der Churprinz war tief bewegt, und ergriff die dargebotene Hand des Königs.

„Majestät," sprach er, „Geschichte und Vergangenheit sind die unverwüstlichen Gesetztafeln, die den Fürsten offenbart sind, um sie als heilige Lehren der Weisheit zu beachten. Sollte mich Gott auf den Thron meiner Väter führen, werden diese erhabenen Lehrer stets meine Richtschnur sein — der Treubruch straft sich selbst. Fühlen Ew. Majestät in diesen wenigen Worten — Pflichten verbieten mir, mehr auszusprechen — meine Gesinnung, meine Erkenntniß der Schuld dieses traurigen Krieges."

Eine lange, herzliche Umarmung hielt Beide gefesselt, dann sagte Friedrich: „Mein Freund, ohne Prophet zu sein, liegt die Zukunft Deutschlands vor meinem Blicke. Unsere Tage sahen das Vorspiel eines Kampfes, den eine spätere Zeit, vielleicht spätere Jahrhunderte, erst ausfechten werden. Ob Preußen, ob Oesterreich? diese Frage ist Deutschlands Zukunft. Welcher Name wird siegen?!"

Der König versank in tiefes Nachdenken; er hatte sich auf den Sockel des bunten indianischen Thrones gesetzt, und, die Linke an die Stirn legend, ließ er deren Elnbogen auf der Krücke seines mit der Hand gehaltenen Stockes ruhen,

ein wahrhaftes Bild kummervollen Sinnens bietend. Dann aber erhob er das Haupt und sein Blick nahm den Ausdruck der Ruhe, des sich selbst von allen Fesseln der Besorgniß befreienden Geistes an.

„Friede und Freundschaft zwischen uns für immer!“ sagte er, und als der Churprinz eingeschlagen hatte, wendete sich der König zu dessen hoher Gemahlin mit den Worten: „Friede segnet, Madame, Friede ist Versöhnung, und so falle heute auch Ihre Schuld an einem reinen edlen Herzen in ewige Vergessenheit.“

„Meine Schuld?“ fragte die Churprinzeß erstaunt; „wovon sprechen Sie, Sire?“

Friedrich trat ihr näher, und flüsterte ihr einige Worte zu.

„Mein Gott, Sire . . .“ entgegnete die hohe Frau verlegen . . . „Fräulein von Erffa . . . ich entsinne mich kaum des Namens.“

„Sie kannten sich nicht, Madame, wir wissen es,“ antwortete Friedrich lächelnd . . . „geben Sie ihr diesen Trost mündlich, und Sie haben viele Thränen gesühnt.“ Der König verließ nach diesen Worten seinen Platz und ging zur Thüre, einen seiner Diener rufend.

Nach wenigen Augenblicken trat der Baron Hyppolit de la Pelletrie mit seiner Gemahlin ein.

Ueber des Churprinzen Antlitz flog eine tiefe Röthe. Da stand sie vor ihm, die er als Jüngling so heiß und inbrünstig geliebt hatte; nicht mehr jene volle, blühende Schönheit im Aeußern, aber immer noch den edlen, ver-

geistigenden Ausdruck in den Zügen, immer noch diese schöne, hohe Gestalt. Jahre und schmerzliche Erfahrungen, herber Kummer hatten die Jugendfrische verwischt, aber nicht den sanften, ergebungsvollen Blick ihres Auges gemindert — aus diesem sprach ihre Seele, ihr Herz, und die stumme Sprache des letzteren fand jetzt in einer heißen Thräne ihren Ausdruck.

Der König wußte die Verlegenheit der beiden hohen Personen mit wenigen Worten zu beseitigen, und diese Stunde glich in Helenens Leben dem heiteren, erwärmenden Sonnenblick, der nach einer Wetternacht wieder Alles erquickt und segnet. Die Churprinzeß führte Helenen durch die Gemächer des Schlosses, und in der traulichen Unterredung bekannte sie ihr die Schuld, die sie an ihrem gefühlvollen Herzen begangen, nur geleitet von dem weiblichen Instinct, Alles zu entfernen, was ihrem ehelichen Glücke gefahrdrohend schien.

„Ach, wir bedürfen Allwissenheit, um den uns überraschenden Schmerz in seiner Quelle aufzufinden, und die uns so tief verletzenden Täuschungen von uns fern zu halten,“ sagte Helene; „damals vergoß ich viele Thränen!“

Die Churprinzeß schloß sie gerührt in ihre Arme.

Als Friedrich II. Moritzburg verließ, begleitete ihn Hyppolit de la Pelletrie und dessen Gemahlin, welche Beide fortan in Berlin lebten. Ein wunderbarer Friede war seit der Begegnung mit Christian und dessen hoher Gemahlin in Helenens Herz gekommen. Obwohl die Zeit langer Jahre zwischen jener Stunde und der des persönli-

chen Wiedersehens zu Moritzburg lagen, so war doch der Gedanke, von ihm verachtet worden zu sein, ein so schmerzhafter für sie gewesen, daß nie ganz das Andenken an diese Schmach von ihr wich. Nun war sie getilgt, verlöscht die schmerzliche Erinnerung für immer und nur das wohlthuende Gefühl, mit Stolz und freudigem Bewußtsein ihrer ersten Liebe gedenken zu können, ihr geblieben.

„Helene,“ hatte der Churprinz zu ihr gesagt — „ich habe an Ihnen gesündigt, Sie an mir. Ich wähnte Sie treulos, Sie trauten mir eine Unehrenhaftigkeit zu — mögen unsre beiderseitigen Täuschungen mit dieser Stunde vergessen sein auf immer. Wissen Sie, welchen Augenblickes ich noch öfters mit stiller Freude gedenke, welcher Moment noch so treu und lebhaft vor meiner Seele steht, als lebte ich ihn noch einmal durch?“

„Welcher?“ fragte Helene leise.

„Der, wo ich Sie im Kreise meiner Geschwister überraschte im Garten des holländischen Palais. Damals erzählten Sie vom Prinzen Biribinker, wie er das Veilchen als schönste Blume erkannt, und in seine ewig lichte Heimath entführt hatte.“ Christian ließ eine kurze Pause seinen Worten folgen, dann fuhr er leiser fort: „Mir mußte das schöne Veilchen fern bleiben, in der Wirklichkeit, aber es bleibt eine rührende und freudige Erinnerung meines Herzens, so lange dies schlagen wird.“

Und wie sie tief bewegt von diesen Worten einen Blick in seine Augen richtete, da drängte sich mit Allge-

walt ihr die Ueberzeugung auf, daß die erste Liebe reiner Herzen heiligste Regung sei, und nie altern, nie verlöschen könne, ob auch das Geschick sich zwischen sie dränge und die Nebel der Täuschung sie von einander entfernen. In seinem milden Auge leuchtete die Wahrheit seiner Worte — in dem einen einzigen Blicke fanden sich ihre Herzen wieder, als ob es nie eine Stunde des Wahnes gegeben, die sie von einander getrennt hätte. Helene lebte von nun an ein Stillleben an der Seite Hyppolits, der früher schon, ehe Friedrich II. für seine Befreiung wirken konnte, frei geworden war auf Maria Theresia's Forderung an das französische Cabinet. Die erhabene Monarchin sühnte ihre Schuld gegen einen Mann, dessen Lebensglück sie gestört hatte im blinden Wahne ihrer Eifersucht.

Der 30. April des Friedensjahres sah den König August und seinen Günstling Brühl aus Warschau wieder zurückkehren nach Dresden. Der Kanonnendonner schallte zur Begrüßung des Monarchen weithin durch die Lüfte; ob er die in seinem so wohlwollenden Herzen sich regende Stimme des Vorwurfs, daß auch er einen Theil an all' dem geschehenen Unglück trage, übertäuben konnte — wer weiß es! Der Herr und sein Günstling waren mit einander alt geworden. Brühl überlebte seinen königlichen Gebieter, der am 5. October desselben Jahres starb, nur um 23 Tage, nachdem er freiwillig alle seine Aemter niedergelegt hatte. In seinen letzten Lebenstagen, wo die Mahnung an so manche Ungerechtigkeit, an so manche schlimme That, wie ein Gespenst, vor ihn hintreten

mochte, hatte er oft finstre Stunden, in denen Niemand sich ihm nahen durfte.

In den letzten Tagen seines Daseins starrte er oft lange Zeit auf ein Bild, welches eine Jungfrau mit blonden Locken und lichtblauen Augen vorstellte, ein engelschönes, weibliches Portrait, das er seinem Lager gegenüber hatte aufhängen lassen. Niemand wußte, wen dies Bild vorstelle. Doch die letzten schweren Minuten vor Eintritt des Todes entrissen dem sterbenden Ministerregenten wenigstens das Geheimniß des Namens des schönen Jungfrauenbildes. Die schon verglasenden Blicke auf dasselbe gerichtet, hauchte er leise: „ha! Angelika . . . Angelika!“

Siepmann, sein Gefährte, empfing den Lohn seiner Thaten, denn er starb 1780 zu Hamburg in dürftigen Umständen, nachdem man seine Papiere mit Beschlag gelegt, eine Untersuchung über ihn verhängt, und auf Schloß Hohenstein verwiesen hatte. Er wurde später der Untersuchung und Haft entlassen, behielt den Hofrathscharakter und 1300 Thaler Gehalt, welcher letztere indeß auf 400 Thaler verkümmert und endlich ganz eingezogen wurde.

Eine neue Aera ging für das zerrüttete Sachsenland mit dem Regierungsantritte Christians auf. Er war für sein Volk ein Fürst nach dem Herzen Gottes. Seine Worte bei der letzten Zusammenkunft mit Friedrich II. „Geschichte und Vergangenheit sind die unverwüstlichen Gesetztafeln, die den Fürsten offenbart sind, um sie als

heilige Lehren der Weisheit zu beachten," fanden in seinen Thaten ihre vollste Anwendung. Er hatte den Grundsatz, daß die Fürsten nur die Rentmeister, nicht die Eigenthümer der Summen sind, die das Volk erschwingen muß. Seine Regierung sollte indessen nur dem ersten Strahle der Morgenröthe gleichen, die da golden, nach langen, trüben Wintertagen Berg und Thal überfließt, ein fröhlicher Bote kommender Frühlingsschöne. Er starb nach einer zehnwöchentlichen Regierung, in welcher er mehr Gutes gewirkt, als andere Fürsten in zehn Jahren.

Am Tage seines Begräbnisses sah man eine in dichte schwarze Schleier gehüllte Dame bei der Churfürstin zu einer geheimnißvollen Audienz eintreten. Niemand erfuhr den Namen dieser tieftrauernden Fremden, selbst der sie meldende Kammerdiener nicht. Sie hatte ihm ein kleines Etui oder Kästchen zur Ueberreichung an seine hohe Gebieterin gegeben, in dem eine verwelkte Veilchenblume lag. Diese Fremde begleitete den Sarg des verblichentn Monarchen in die Gruft seiner Väter, und man hörte sie unter der dichten Verhüllung ihres Schleiers weinen um ein Herz, das sie geliebt hatte, wahr und inbrünstig.

Man sah diese trauernde Fremde nur an diesem Tage am sächsischen Hofe, nie mehr.

Am folgenden Tage trat die Baronin de la Pelletrie in die kleine Wohnung der Frau Wachtmeister Schäfer ein, gerade als diese mit ihrem Gatten und der guten, alten Frau Barbara beim einfachen Mittagstische saß. Es war ein freudiges Wiedersehen. Meta hatte alle Genug-

thuung für die schwere Ehrenkränkung empfangen, welche nur in der Macht der Churprinzeß stand. Und konnte es eine wohlüberzeugendere für die Ehre Meta's geben, als daß die hohe Frau sie wieder in ihre Umgebung aufnahm, und sie vor Allen mit Liebkosungen überhäufte, um das große Unrecht, das die Aermste erlitten durch Bosheit und Tücke, wieder gut zu machen? Vor aller Welt stand die schwer Gekränkte rein und schuldlos da, und der ehrliche Wachtmeister reichte, als der Friede einzog in das zerstörte Land, ihr, „seinem herzallerliebsten Schatze", die treue Hand. Sein Gönner, der Generallieutenant v. Spörken, hatte ihm versprochener Maaßen die Stelle eines Aufsehers im grünen Gewölbe ausgewirkt, die er mit Neujahr 1764 antreten sollte. Und wenn die Frau Wachtmeisterin in der Ueberfülle ihres Glückes zuweilen sagte: „Das mußte Alles so kommen, wie es gekommen ist; es giebt ja einen guten, barmherzigen Gott, der Alles sieht und hört, und Alles wägt und richtet. Der kanns nicht zulassen, daß das Böse verborgen bleibe, und das Gute leide und verkümmere," — da brummte die gute, alte Frau Barbara manchmal: „Oho! so, so! 's geht nicht allen Jungfern so gut, wie Ihr, daß sie so einen herzigen Wachtmeister kriegen, einen so gottesfürchtigen, christlichen Kriegsmann, der standhaft bei seiner Fahne bleibt in Sturm und Unglück. Halten Sie den ja warm, das ist 'n Edelstein, schöner, als der schönste Karfunkel."

„Ei, was will denn die Frau Barbara?" rief da Meta lachend, „schöner als der schönste Karfunkel? das ist

noch gar nichts! Köstlicher denn alle Reichthümer des grünen Gewölbes, denn so ein Herz, wie mein Herr Liebster hat, das ist eine wahrhafte Schatzkammer Gottes. Aber ich habe ihn auch lieb — so lieb, daß mir's an Worten fehlt, zu sagen, wie?"

Des Wachtmeisters treuer Schnipps, sein Begleiter in mancher schweren Stunde, war nicht mehr. Schäfer sagte manchmal, wenn er so von den Erinnerungen seiner früheren Jahre redete: „Wenn der Schnipps noch lebte, möchte er sich mit freuen über unser Glück, denn er hatte Dich herzlieb, Meta."

Und während die Treuen ihr stilles, bescheidenes Glück genossen in gegenseitiger Liebe, da kam zuweilen eine recht traurige Erinnerung über die gute Frau Barbara; sie gedachte des Herrn Geheim-Secretarius, der da oben saß, in einem Kerker des Königsteines, in schweren Eisenbanden, ein armer Gefangener, aus dessen Leben alle Freude verschwunden war.*)

Wir schließen hiermit die Schilderungen unserer Geschichtserzählung aus einer großen, bewegten Zeit. Jedes Jahrhundert hat seine Wogen, die hoch aufbäumen im ge-

*) Menzel lebte 33 Jahr als Gefangener auf dem Königstein, er starb im Mai 1796. Nur in den letzteren Lebenstagen ward dem greisen Verbrecher eine Milderung seines traurigen Schicksals. Er erhielt bessere Nahrung und die Erlaubniß, zuweilen in frischer Luft sich bewegen zu dürfen, auch nahm man ihm die schweren Ketten und Sperreisen ab.

waltigen, unaufhaltbaren Zeitstrome — Geschichte und Vergangenheit sind die unverwüstlichen Gesetztafeln, die Fürsten und Völkern offenbart sind, um sie als heilige Lehren der Weisheit zu beachten.

Das ist der unabreißbare Faden, der sich durch das Buch der Menschheitsgeschichte schlingt von hundert zu hundert Jahren.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Druck der Verlags=Buchdruckerei in Wurzen.